



WHAT IF WE DON'T WANT TO KEEP CALM?

unimut
Nr. 223, Juni 2014

Man kommt im Sommer schon schnell genug ins Schwitzen. Besser also man geht alles in Ruhe an. »Keep Calm and Carry On« lautet auch die Parole zur Beruhigung der Bevölkerung in Zeiten der Krise (2-3). Man muss sich aber nicht gleich wie ein Ochse am Nasenring herumführen lassen (3-4), wenn Aufruhr und nicht Ruhe angebracht ist: Wenn studentische Initiativen für Räume kämpfen müssen (5), wenn sich neuer Muff unter den Tälaren einschleicht (6-7) oder wenn die Politik die akademische Ruhe stört und die Rechte der Wissenschaftler beschneiden will (8-10). Was im Sturm los ist, kann man in aller Ruhe auf den Seiten (Sturm und Interview) nachlesen. Einmal aus der Ruhe gerissen (19-20), kann die Unterbrechung der Routine auch ein Weckruf sein, um sich ganz neue Kompetenzen zu erwerben.

Manchmal ist es gut, sich nur zurückzulehnen, sich berieseln und andere für sich handeln zu lassen (21-23). Auswahl an Filmen und Serien (24-25) gibt es ja mehr als genug: Man kann einer gespenstischen Ruhe den Garaus machen (26-28) oder sich vor der mitleidlosen Ruhe eines Psychopathen gruseln (28-29). Nicht alles, was einem medial so geboten wird, sollte man aber ruhig hinnehmen (30-31). Das nämlich liegt in der Verantwortung der Wissenschaft: Unruhe in die Gesellschaft zu bringen und dem Geist der Zeit nicht einfach zu willfahren (32-33). Es ist Sommer. Der Ball rollt (36). Auch angesichts dessen gilt: In der Ruhe liegt die Kraft.

die Redaktion

Keep Calm and Carry On



Um die eigene Bevölkerung angesichts des beginnenden Zweiten Weltkriegs einerseits zu beruhigen, andererseits bei Kriegslaune zu halten, ließ das britische Informationsministerium 1939 im Zuge einer Propagandakampagne zweieinhalb Millionen Plakate mit der Aufschrift »Keep Calm and Carry On« unter einem Abbild der Krone von King George VI. drucken. Diese blieben allerdings während des gesamten Krieges für den ›worst case‹ eines schweren Militärschlags unter Verschluss. Nur durch Zufall fand ein englischer Antiquar im Jahre 2000 ein Exemplar des Plakats in einer Bücherkiste; heute findet sich der Schriftzug im Original oder parodiert millionenfach auf T-Shirts, Kaffeetassen und überhaupt allem, was sich als Merchandisingprodukt vertreiben lässt – wobei man sich fragen kann, warum wir im vermeintlich friedlichen Mitteleuropa unserer Zeit noch dieselbe Beschwörung nötig haben, die Ohren (bzw. die Oberlippe, wie der Engländer sagt) steif zu halten wie die Briten in WW II.

Als ›Trümmerschutz‹ für ihr Smartphone trägt neuerdings auch die smarte Leiterin der Rektoratsabteilung »Kommunikation und Marketing« (KuM), Frau Marietta Fuhrmann-Koch, diese Parole mit sich (siehe Bild) ...

»Mo-ment« – so hören wir jetzt den einen oder anderen sagen, der sich wundert, was unsere *alma mater* mit einer Marketingabteilung anfängt, oder was deren 17 Mitarbeiter (!) den lieben langen Tag so machen: Schließlich ist Marketing jener Bereich eines Unternehmens, dessen Aufgabe es ist, den potentiellen Kunden Produkte oder Dienstleistungen so schmackhaft zu machen, dass diese es sich

nicht zweimal überlegen, bevor sie Geldbeutel oder Kreditkarte zücken. Was genau verkauft denn die Universität Heidelberg? Unsere erste Eingebung, es müsse sich wohl um die Taschen, T-Shirts und Kaffeetassen mit dem aufgedruckten Unilogos handeln (wären die nur so beliebt wie jene mit der englischen Durchhalteparole, man wäre in Heidelberg längst nicht mehr nur exzellenz-, sondern Yale-reich), wurde per E-Mail vehement zurückgewiesen: Für Rupert-Carola-Devotionalien ist der Unishop zuständig.

Einen Einblick in die Umtriebe der Abteilung ›KuM‹, die ihre Büros in der Chefetage der Alten Universität hat, bekamen wir erstmals am 25. März 2014. An jenem Tag erhielten wir eine E-Mail, in der uns die Leiterin höchstpersönlich darauf hinwies, dass unsere Homepage unter www.uni-heidelberg.de/unimut einen ›falschen‹ URL habe und dass, da »Webseiten nach dem Muster www.uni-heidelberg.de/<name> [...] für Einrichtungen und Dienste der Universität reserviert« seien, unsere Homepage binnen eines Monats am 30. April 2014 abgeschaltet würde.

Nach dem Meadschen Theorem (menschliche Intelligenz beruht in der Fähigkeit zur verzögerten Reaktion) ließen wir die E-Mail zunächst eine Woche unbeantwortet, um über eine ›lösungsorientierte‹ Antwort nachzusinnen. Während wir die Nachricht noch auf uns wirken ließen, erreichte uns eine erneute E-Mail von einem der 17 Mitarbeiter der Abteilung ›KuM‹, der dringend um zügige Antwort bat. Marketing, so lernen wir daraus, ist ein eiliges Geschäft.

Nach kurzer Recherche (wir sind ja Journalisten) mussten wir feststellen, dass jenes Problem eines ›falschen‹ URL nicht nur uns, sondern auch noch andere Gruppen betreffen musste. Der Chor Capella Carolina e. V. hat bspw. den URL www.uni-heidelberg.de/capellacarolina. Entsprechend nahmen wir an, dass ihm das gleiche Schicksal blühte wie uns: Sicher hatte man sich in der ›KuM‹ ein einheitliches Vorgehen überlegt, wie der Umzug auf einen ›richtigen‹ URL vonstatten zu gehen hätte. Auch gingen wir

Ochsenblut: Notizen zur bella figura der Universität

zu diesem Zeitpunkt noch selbstverständlich davon aus, dass unsere Homepage nur innerhalb des Servers der Uni Heidelberg umziehen müsse.

Die nächste Nachricht, die uns in dieser *causa* erreichte, enthielt jedoch zwei verblüffende neue Informationen. Zum einen wurde uns deutlich gemacht, dass für die Seite der *unimut*, immerhin Heidelberger Studentenzeitung seit 1989 (und damit deutlich älter als ›KuM‹ selbst), in Zukunft kein neuer Platz eingerichtet würde, sondern wir auf einen externen privatwirtschaftlichen Server umziehen müssten. Den Chor Capella Carolina e. V. treffe dieses Schicksal übrigens deshalb nicht, weil dieser an das musikwissenschaftliche Seminar angebunden sei und damit zu einer der besagten Einrichtungen gehöre, für die der betreffende URL reserviert sei.

Wir blieben ruhig und machten weiter. Konkret atmeten wir kurz durch und beschlossen – um weitere Unannehmlichkeiten zu vermeiden – uns ebenfalls unter die Obhut eines Seminars zu begeben. Da Journalismus einer der praktischen Arbeitsbereiche von Germanistikstudenten ist und in diesem Berufsfeld nichts wichtiger als Schreiberfahrung ist, war die *unimut* schon immer eng mit dem Germanistischen Seminar verbunden. Entsprechend war die von ›KuM‹ gewünschte offizielle ›Anbindung‹ schnell unter Dach und Fach.

Vorerst dürfen wir hierdurch nun unsere Homepage behalten; jedenfalls solange, bis sich eine neue Regel auftut, gegen die wir gerade schon verstößen, ohne es zu ahnen. In der letzten Mail, die wir von der Rektoratsabteilung »Kommunikation und Marketing« am 2. Mai bekommen haben, heißt es bereits drohend, man mache sich Gedanken über die »formelle Herausgeberschaft« unseres »Angebots« ... wir zählen bereits die Tage bis zu einem neuen Abschaltungsgrund.

Wir haben uns natürlich seit 1989 gebrüstet, die *unimut* sei unangenehm für die Großkopferten der Uni. Dass wir aber tatsächlich so wichtig sind, dass man sich im Obergeschoss der Alten Uni wochenlang Regeln ausdenkt, mit denen die Abschaltung unserer Homepage zu rechtfertigen wäre, damit hätten bei aller Eitelkeit selbst wir nicht gerechnet.

Vielleicht, so bleibt zu spekulieren, trägt Frau Fuhrmann-Koch die Krone Georgs als eine Art Wappen ihrer Abteilung: Alles ruhig halten, dann läuft der Laden weiter wie bisher. Wir zumindest sind jetzt (gut) angebunden. Ob das beim Weitermachen hilft, bleibt abzuwarten. Vielleicht hätten wir uns auch besser von einem der publizierten Schwester-Plakate zu »Keep Calm and Carry On« inspirieren lassen und statt uns wie Hunde anbinden zu lassen, »Freedom Is In Peril. Defend It With All Your Might« ausrufen sollen – aber was wissen wir schon von Krieg und Marketing?

die Redaktion

»Ein einheitliches Erscheinungsbild der Universität (Corporate Design) ist eine wesentliche Grundlage für die Identifizierung der Universität von außen und die Identifikation mit der Universität nach innen. [...] Langfristig ist ein einheitlicher Auftritt nach innen und außen ein wesentliches Element auf dem Weg der Institution zu Corporate Spirit und Corporate Culture.« [Universität Heidelberg]

Der in dieser Weise inkorporierte Geist manifestiert sich u. a. im allgegenwärtigen Logo der Universität (zum problematischen Re-Design des Siegels, immerhin »Markenzeichen der Ruperto Carola«, vgl. un!mut Nr. 217: Es lässt das Logo zu einem roten Fleck zusammenfließen; der Text verschwindet ebenso wie die Figuren). Das Logo – auch wenn man es kaum mehr sieht – besteht aus Siegel, Trennstrich und Schriftzeichen; es vereint Tradition, Gegenwart und Zukunft: »Das Bildzeichen betont den traditionellen Aspekt, der jedoch durch das moderne versele Schriftzeichen ›Universität Heidelberg‹ mit Claim: ›Zukunft seit 1386‹ kontrastiert wird.«

Dieser *Claim* – zur Reklame ist es nicht weit – wird durch die Signal- und Hausfarbe Rot markiert. Das Rot des Siegelhintergrundes und das Rot-Braun der Siegelumrandung bilden »die Anmutung der Traditionsfarbe Ochsenblut, die so im Erscheinungsbild der Universität Heidelberg wiederbelebt und gestärkt wird« (was sagen da eigentlich die Vegetarier? Und warum ist der neue Audi des Rektors nicht ochsenblutrot?). Dieses Ochsenblut ist nun auch in der Universitätsbibliothek präsent, die nach der Renovierung wieder eine gute Figur machen will.

Die UB in neuem Gewand und mit neuem »Service«

Die Eröffnung der renovierten Räume verlief allerdings etwas unglücklich. »Neuer Service ab dem 31.3 – Selbstabholung in der Hauptbibliothek Altstadt« titelte die Webpräsenz der UB und servierte auch im Text selbst die Änderung – Bücher muss man nun selbst abholen, anstatt sie von einem Mitarbeiter ausgehändigt zu bekommen – als neuen »Service« (das Ikea-Prinzip: spart Personal).

Selbstabholung? Muss man die Studenten nicht immer da abholen, wo sie gerade sind? Sonst nehmen die UB und die Universität ihre Kunden doch gerne an die Hand – und nun: Selbstabholung? Und auch noch Selbstabholung als »Service«? Ist es nicht verwirrend, wenn dann aber an den Schaltern Schilder stehen, auf denen steht: »Hier momentan kein Service«? Führt mehr Service etwa zu weniger Personal?

Weniger Dienstleistung als Service zu verkaufen, funktioniert am besten, wenn man immer wieder lauthals reklamiert, es handle sich dabei – ganz gegen den Augenschein und die Intuition – eben doch um einen dem Kunden dienenden Service, nicht um eine Sparmaßnahme zu Lasten des Kunden: »Mit diesem neuen Service wird nicht nur die direkte Zugänglichkeit bewirkt, auch lange Schlangen an den Ausgabeschaltern werden sich zukünftig nur noch selten bilden bzw. gehören gänzlich der Vergangenheit an.«

Diese reklamierte direkte Zugänglichkeit wird allerdings dadurch wieder eingeschränkt, dass es eben nicht mehr geht, mal

schnell Bücher abzuholen, weil man zuvor seine Jacke und Tasche in ein Schließfach verfrachten muss (also doch wieder in den Keller laufen). Die Dinge mal eben im Vorraum zu deponieren, ist untersagt: »Bitte beachten Sie außerdem, dass Freihandbereich und Selbstabholung nur ohne Jacken und Taschen betreten werden dürfen.« Warum aber gibt es keine Garderobe im Vorraum der Ausleihe, wie es sie in München und Berlin schon lange gibt?

Überhaupt will die UB vielleicht, dass sie weniger von ihren Kunden, z.B. mit Buchbestellungen, belästigt wird. Immerhin senkte sie das Gebührenlimit auf 10 Euro ab, versehen mit dem ständigen Hinweis bei der Ausleihe (verursacht der nicht auch Schlangen?), die ausstehenden Gebühren »zeitnah« zu bezahlen. Zum Glück ist aber auch die Apokalypse »zeitnah« zu erwarten. Dass das Ende aller Tage zeitlich nahe ist, kann man daran erkennen, dass die UB mit Rechtsmitteln droht, um 5 Cent ausstehende Gebühren aus dem Jahr 2012 einzutreiben:

[...] mit diesem Schreiben informieren wir alle säumigen NutzerInnen über schon längere Zeit ausstehende offene Gebühren.

Auch Ihr Gebührenkonto verzeichnet leider solche unbezahlten Gebühren. Die einzelnen Posten finden Sie unten detailliert aufgeführt. Bitte begleichen Sie die fällige Summe unverzüglich. Ansonsten behalten wir uns vor, die Gebühren mit den gegebenen rechtlichen Zwangsmitteln einzutreiben. Eine zügige Begleichung liegt daher in Ihrem eigenen Interesse.

FERNLEIHGEBÜHR @xxxxxxxxxx

vom 03.12.2012

Fernleihgebühr: EUR 0,05

Zu zahlende Gebühren

Summe: EUR 0,05

Mit freundlichen Grüßen
Ihre UB

Immerhin schien das schlechte Gewissen über den neuen »Service« bald doch durch: Nachdem der UB wohl aufgefallen war, dass das mit dem »Service« nicht sonderlich plausibel ist, änderte sie schon wenige Tage nach dem ersten Hinweis die Überschrift der Mitteilung ab: »Eröffnung der neuen Ausleihe in der Hauptbibliothek Altstadt am 31.3. – jetzt mit Selbstabholung«. – Von »Service« war im Titel plötzlich nicht mehr die Rede.

Das Drehkreuz, die ochsenblutfarbenen Kassen, pardon: Schalter in Plastikanmutung: Das Re-Design der UB scheint sich an klassischen Supermarkt-Konzepten zu orientieren. Warum nicht gleich rote Klappkörbe statt UB-Plastiktüten? Musik im Hintergrund würde auch nicht schaden. – Wiedererkennung und Identifizierung schön und gut. Gegen *Corporate Design* an sich ist nichts einzuwenden. Um sich aber als Teil der Kultur und des Geistes der Universität Heidelberg zu fühlen, braucht es nicht unbedingt den auf Glas aufgezogenen Codex Mnesse und Ochsenblut an jeder Ecke.

Gregor Babelotzky



Die Raum(an)frage stellen ...

Neue Politik des Rektorats zur Raumvergabe an studentische Initiativen

An der Universität werden neben den offiziellen Seminaren viele studentische Veranstaltungen organisiert. Weil es so wenig Freiraum gibt, in dem von Studierenden organisierte Veranstaltungen stattfinden können, sind studentische Initiativen allerdings auf universitätseigene Räume angewiesen. In den vergangenen Jahren hat das ohne größere Probleme funktioniert. Grund dafür war eine Übereinkunft zwischen Rektorat und Studierendenschaft nach der Besetzung des Rektorats im Zuge des Bildungsstreiks 2009. Die enthielt eine unkomplizierte Raumvergabe an studentische Gruppen für Veranstaltungen und Vorträge. Seit kurzem hält sich das Rektorat nicht mehr an diese Übereinkunft.

Das zeigte sich an der Verweigerung beantragter Räume zweier Gruppen, die Vorträge für das Sommersemester geplant und mit der Fortführung der unkomplizierten Regelung gerechnet hatten. Die Gruppe »Akut [+C]« hat eine Vortragsreihe geplant, für die die Raumanträge abgelehnt wurden. Diese Vorträge zum Oberthema »Kritik der irrationalen Weltanschauungen« werden jetzt nach Angaben der Gruppe in der Heuscheuer stattfinden. Die andere Gruppe, deren Raumanträge nicht stattgegeben wurde, ist »Input«. Die studentische Politikgruppe hatte in den letzten Semestern einige Vorträge organisiert. Dieses Semester sollte unter anderem ein Vortrag von einem akkreditierten Journalisten im NSU-Prozess in München stattfinden. Er fand schließlich in einer Buchhandlung und nicht in der Neuen Universität statt.

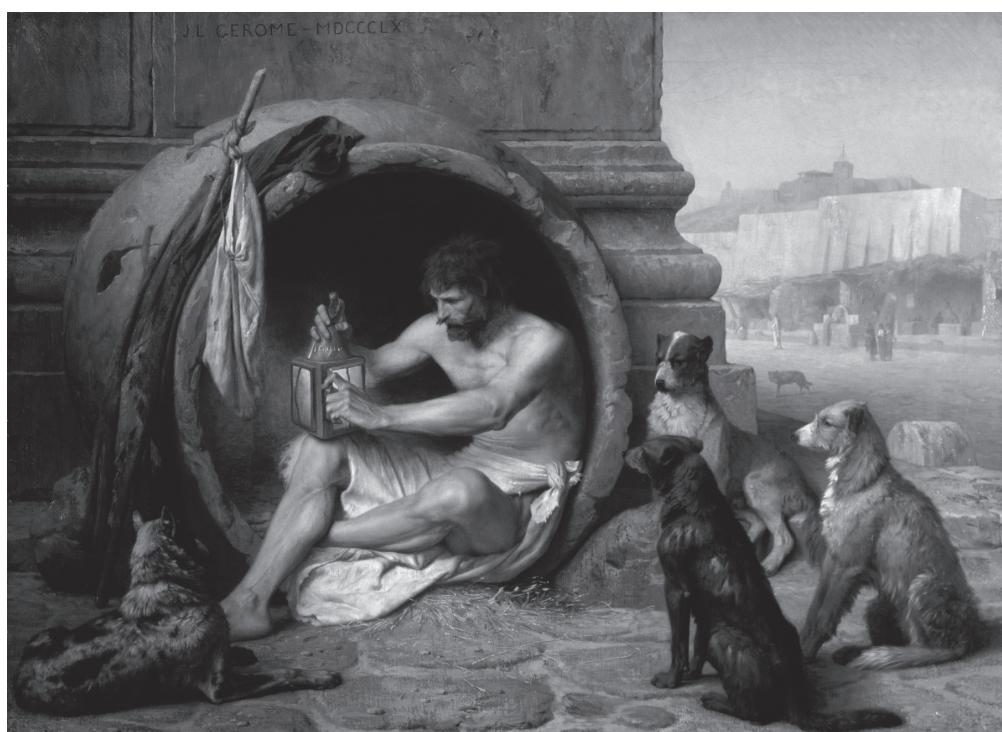
Nun müssen sowohl studentische Gruppen als auch das Rektorat einen Umgang mit dieser Situation finden. Die Universität gab für die Ablehnung der Raumanträge verschiedene Begründungen. Dass die Veranstaltungen wegen einer sonst erfolgten Überbelegung der Hörsäle nicht zugesagt wurden, wie die Universitätsverwaltung über die »Rhein-Neckar-Zeitung« verlauten ließ, stimmt so wohl nicht, weil man das Antragsformular im Internet sowieso nur für noch nicht gebuchte Räume ausfüllen kann.

Andere studentische Vortragsreihen, von denen es in diesem Semester erfreulich viele gibt, haben dagegen keine Probleme bei der Raumbeantragung gehabt. Immerhin gibt es noch drei weitere Vortragsreihen: eine von der freien Philosophie-Fachschaft »delta« zum Thema Gerechtigkeit, eine von der AG »Real World Economics« und eine weitere, die der SDS zum Thema »Krise überall« organisiert. Was letztlich die Gründe waren, warum die einen beantragte Räume erhalten haben und die anderen nicht, ist nicht klar.

»Akut [+C]« vermutet in einer Pressemitteilung politische Gründe für die Entscheidung; sie will das aus Berichten über eine Sitzung des Senats erfahren haben. Die Mitorganisatorin Lea Blisset wird in der Pressemitteilung mit folgenden Worten zitiert: »Während Thilo Sarrazin an der Uni reden durfte, sollen Studierende und Professoren aus politischen Gründen davon abgehalten werden, Esoterik, Verschwörungstheorien und Antisemitismus zu kritisieren.«

Die Verwaltung überlegt nun, ein neues Verfahren für die Vergabe von Räumen an studentische Vortragsreihen einzuführen. In einem ersten Vorschlag seitens des Rektorats sollen sich studentische Vortragsreihen schon Monate vorher an die Verwaltung wenden, um ihr Angebot absegnen zu lassen. Dies geschieht unter anderem nach Maßstäben »weltanschaulicher Neutralität«. Wie diese schwammige Formulierung auf kritische und politische Veranstaltungen an der Universität angewendet wird, bleibt abzuwarten.

Josefa Charlotte Bauer



Müssen in Zukunft studentische Initiativen ihre Veranstaltungen wie Diogenes auf der Straße abhalten?

Professorale Selbstbezichtigung

1. Der deutsche Professor gilt lange
als wirbelloses Weichtier schon.
Auf sich gestellt wird ihm leicht bange;
da knickt er ein, schleicht sich davon
und hält sich an die Obrigkeiten
und an den Mainstream, den er jetzt
wie einst in den ganz alten Zeiten
vorauselend in Geltung setzt.

2. Dabei sah es vor vierzig Jahren
kurzfristig so aus, als sei's vorbei
mit Mief und Muff in den Talaren,
als würden die Gedanken frei,
der Nachwuchs stolz und demokratisch,
die Wissenschaften zur Kritik,
das Studium unbürokratisch,
unangepaßtes Denken schick.

3. Wir jedenfalls, als wir studierten,
gaben uns revolutionär.
Doch denen, die wir kritisierten,
wurden wir immer ähnlicher.
An schönen Sonn- und Feiertagen
bekämpften wir das Kapital
und haben uns doch gut vertragen
mit seiner Herrschaft allemal.

4. Wir fanden's selber übertrieben,
wenn wir in wilder Phantasie
in unsren Flugblättern schrieben,
das Kapital, es werde nie
die Freiheit dulden und ertragen
in Wissenschaft und Studium.
»Stürzt also lieber, statt zu klagen,
das herrschende Verhältnis um!«

5. Wir riefen's laut und dachten leise,
daß es so schlimm wohl doch nicht sei,
daß alles in gewohnter Weise
halb geldgesteuert und halb frei
wie immer weitergehen werde
im Universitätssystem
auf dieser mondumkreisten Erde
und nach wie vor ganz angenehm.

6. Wir haben gründlich uns versehen,
es kam viel schlimmer als gedacht.
Der Mist, vor dem wir heute stehen,
er stinkt und ist doch selbstgemacht.
Stinkt wie der Muff von tausend Jahren,
den wir in unsrer Jugendzeit,
als wir noch nicht die Bosse waren,
wähnten im Professorenkleid.

7. Dabei waren die netten Herren
– an Damen gab es noch nicht viel –,
von deren Wissenschaft wir zehren,
ganz umgänglich und ganz zivil,
verglichen mit uns damals Jungen,
die wir bei jeder Kleinigkeit
auf Demos sind herumgesprungen
mit Pflastersteinen, kampfbereit.

8. Meist tat der Staat uns den Gefallen
und schickte uns die Polizei
mit Wasserwerfern und dem allen
zu einer großen Rauferei.
Das war sehr nett und war sehr teuer,
wir spielten Räuber und Gendarm
für viele hunderttausend Eier
und machten so die Staatsmacht arm.

9. Ach nein, sie ist nicht arm geworden,
wir wurden groß, das Spiel war aus.
Wir mochten nicht mehr, unsre Horden
lösten sich auf, gingen nach Haus,
wurden Beamte, Professoren
und krempelten die Uni um.
Da steht ihr nun, ziemlich verloren,
vor unserm Machwerk, hilflos, stumm.

10. Was wir uns einst herausgenommen,
haben wir euch strikt untersagt.
Doch statt auf die Idee zu kommen,
daß man die Uni mal verklagt,
wenn sie mit modularisiertem
Gedankenfastfood euch bedrückt,
denkt ihr, mit derlei nivelliertem
Bologna-Schrott sei man beglückt.

11. So haben wir's gewollt, wir Alten,
mißgünstig, wie wir leider sind.
Was wir für unser Recht gehalten
verwehren wir dem Enkelkind.
Wir sind die weichgespülten Spießer,
vor denen es uns einst gegraut:
einzeln genommen Hosenschisser,
jedoch im Pulk recht stark und laut.

12. Im Pulk, das heißt: in unsren Gremien,
in denen wir voll Energie,
besorgt um kleine Treueprämien
von oben, uns so sehr wir nie
um Wissenschaftsbehind'rung mühen
durch noch mehr Regeln unentwegt.
Wenn wir je vor Ideen sprühen,
dann solchen, wie man Nerven sägt.

13. Schaut nur auf euch: Was wir euch bieten,
sind Frechheiten und Spott und Hohn.
Dabei sind wir die wahren Nieten.
Wir sagen keinen Pieps und Ton,
wenn Großkollegen aus den Staaten
mit ihren Thesen vor uns steh'n.
Da sind wir denn zu klein geraten,
um auch mal vorneweg zu geh'n.

14. Ihr aber, die ihr doch viel schneller
im Denken als wir Alten seid,
sollt nun für uns in Cent und Heller
bezahlen unsre Dämlichkeit.
Master, Mistress of Ättjukehchen,
so schimpfen wir euch, wenn ihr es
zum Staatsexamen schafft. Herrjechen!
Gibt es denn da nichts Besseres?

15. Warum nicht lieber gleich *Schulmeister*
und statt der Mistress *Domina*?
Nein, wie er einmal heißt, so heißt er
und sie Mistress! Halleluja.
So wollen wir's, wir trüben Tassen,
denken, ihr seid so dumpf wie wir.
Ihr dürft's euch nicht gefallen lassen.
Steht auf, schlagt los, gleich jetzt und hier.

16. Na ja, nicht hier und jetzt gerade,
ich bin ja reuig, einsichtsvoll.
Auch wäre es ein wenig schade
um unsren Dichterwettstreit wohl.
Den wollen wir zu Ende führen
und sehen, was der Abend bringt,
und noch den Dichterfürsten küren,
der hier das schönste Liedlein singt.

17. Mein's war nicht schön, war eher trüber
und handelte von schlechter Zeit.
Doch schlechte Zeiten geh'n vorüber.
Ich hoffe, daß ihr klüger seid
als wir: daß ihr dereinst die Ketten,
die wir der Freiheit angelegt,
geduldig wieder, um zu retten,
was noch zu retten ist, zersägt.

18. Viel Glück dabei! Seid unverdrossen.
Doofer als wir könnt ihr nicht sein.
Noch jeder Main-Stream ist geflossen
»die Bach hinab« bis in den Rhein.
Jetzt wollen wir zum Zeitvertreibe
mit Lorbeerkränzen unser Haupt,
damit ein wenig Spaß uns bleibe,
verzieren, wenn es denn erlaubt.

Anton Friedrich Koch
Der Autor lehrt Philosophie an der
Universität Heidelberg. Das Gedicht
entstand anlässlich des Dichterwettstreits
»Profis vs. Profis«, der am 10. Juni im
Hörsaal Bergheim stattfand.

Das neue Landeshochschulgesetz in Baden-Württemberg

Die Hochschulen in Baden-Württemberg unterliegen wie alle anderen deutschen Hochschulen¹ nicht der Gesetzgebungshoheit des Bundes, sondern jener des Landes. Aufgrund dieses »Bildungsföderalismus« stellt das Thema Hochschulpolitik eine der wenigen tatsächlichen Einflussmöglichkeiten der jeweiligen Landesregierung dar. Entsprechend machte sich auch unsere grün-rote Landesregierung im traditionell schwarz regierten Ländle unverzüglich nach Regierungsantritt an die Novellierung des Landeshochschulgesetzes (LHG).

Seit dem 1. April 2014 ist das dritte baden-württembergische Hochschulrechtsänderungsgesetz nun in Kraft; es birgt eine Menge an weitreichenden Veränderungen, die der Landesregierung nicht nur Applaus von Seiten der Hochschulangehörigen eingebbracht haben.² Auch an der Universität Heidelberg bildete sich im Vorfeld des Gesetzgebungsverfahrens eine Initiative gegen die Novelle des LHG, die eine weitreichende Einschränkung der Wissenschaftsfreiheit befürchtete: Doktoranden publizierten einen fast ganzseitigen Artikel zu den geplanten Änderungen am Promotionsverfahren in der F.A.Z., forderten durch eine Petition die Landesregierung zur Aussetzung des Gesetzgebungsverfahrens auf und organisierten eine sehr gut besuchte Informations- und Diskussionsveranstaltung unter dem Titel »Akademische Freiheit in Gefahr?« im Gebäude der Neuen Universität. Um Missverständnissen vorzubeugen, sei bereits hier darauf hingewiesen, dass auch wir an jenem Heidelberger Widerstand gegen das LHG beteiligt waren.

Abkehr von der unternehmerischen Hochschule?

Ein altes ostpreußisches Sprichwort lautet: »Nenn' mich Ofen, kannst doch kein Brot in mir backen.« Nun ist zwar Baden-Württemberg nicht nur geographisch vom historischen Ostpreußen recht weit entfernt, doch behält der »Volksmund« wie so oft auch hier ein wenig Recht. Mit dem neuen LHG behauptete die Landesregierung lautstark eine Abkehr vom »Leitbild der unternehmerischen Hochschule«; schaut man jedoch näher hin, findet man nichts als die hundertfache Umbenennung der an den Unternehmensjargon angelehnten Bezeichnungen »Vorstand« und »Aufsichtsrat« in »Rektor« und »Hochschulrat«. Unangetastet bleiben jedoch alle gehaltlichen und funktionalen Aspekte, die im alten und neuen LHG an das wissenschaftsferne Paradigma der »unternehmerischen Hochschule« gekoppelt sind. Die Abkehr von der unternehmerischen Hochschule ist damit nicht mehr als ein neuer Anstrich der Fassade und folglich ein Lippenbekenntnis.

Hätte die Landesregierung sich tatsächlich von jenem Leitbild abkehren wollen, hätte sie vor allem § 30 Abs. 4 ändern müssen, der seit 2005 die Hochschulen von externen Akkreditierungsunternehmen abhängig macht. Nicht zuletzt weil die Verfassungs-

widrigkeit des Akkreditierungsverfahrens, welches Gründung und Fortbestand von Studiengängen vom Urteil privatwirtschaftlicher Agenturen abhängig macht, vermutlich noch Ende dieses Jahres durch ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts anlässlich der Akkreditierungspraxis Nordrhein-Westfalens bestätigt werden wird. Statt hier Entscheidendes zu ändern, übernimmt das neue LHG *in puncto* Akkreditierung die Bestimmungen des vorhergehenden LHG und schreibt damit die Abhängigkeiten fort, statt akademische Freiheit zu fördern.³

Die Vorliebe unserer Landesregierung für bloße Umbenennung zeigt sich ebenfalls an jener von »Studentenwerk« in »Studierendenwerk« nach Artikel 4 des LHG (»Im Hinblick auf eine geschlechtergerechte Rechtssprache werden die Studentenwerke in Studierendenwerke und die Vertreterversammlung in die Vertretungsversammlung umbenannt.«). Auch hier gilt, dass die bloße Umbenennung noch rein gar nichts zur Gleichberechtigung der Geschlechter beitragen wird und in keinem Verhältnis zu den finanziellen und grammatischen Kosten steht. Im Deutschen bezeichnet ein substantiviertes Partizip (»Studierende«) eine Tätigkeitsform (also immerzu studieren), während das aus dem Lateinischen substantivierte Partizip (»studens«) einen Status (Student sein) bezeichnet. Die Partizipialkonstruktion »Studierende« bezeichnet damit im Deutschen nur jene, die jetzt aktual gerade an den Büchern sitzen, uns selbst *ipso facto* und alle Lese- rinnen und Leser dieses Artikels also ausgenommen.

Unnötige Bürokratisierung des Promotionsverfahrens

»Die Promotion ist ins Gerede gekommen« – mit diesem vielsagenden Satz eröffnet die (kurzzeitig auch aktiv zu bespielende) Diskussionsplattform der Baden-Württembergischen Landesregierung zur »Qualitätssicherung im Promotionsverfahren«.⁴ Fast möchte man ergänzen: Sie ist, wenn überhaupt, durch prominente Plagiats-Fälle von Politikern ins Gerede gekommen. Die *causa* Guttenberg mag exemplarisch für jene Fälle stehen, in denen die berühmten »zwei Buchstaben« wohl eher dem guten Ton als dem Erkenntniszuwachs dienten. Höchste Zeit also, den Hochschulen und ihren promotionswilligen Wissenschaftlern eine umfassende »Qua-

1 Ausgenommen hiervon ist lediglich das Saarland, in dem sich jede Hochschule autonom ihr Gesetz gibt.

2 Eine ausführliche Dokumentation der (großteils kritischen) Stellungnahmen im Laufe des Gesetzgebungsprozesses (»Zusammenfassung der Anhörungsergebnisse«) finden sich auf den Seiten 290–485 der am 4. Februar 2014 veröffentlichten Abstimmungsfassung des LHG, siehe: http://mwk.baden-wuerttemberg.de/fileadmin/pdf/presse/14_02_04_Landtagsfassung_3._HR%C3%84G.pdf.

3 Vergleiche zur Kritik am Akkreditierungsverfahren die ausführlichen Vorträge von Prof. Dr. Jens Halfwassen und Thomas Arnold am 19. März 2014 im Videomit- schnitt (Min. 4:58–26:01): <http://www.uni-heidelberg.de/unimut/novelle-lhg/veranstaltung.html>

4 <http://beteiligungsportal.baden-wuerttemberg.de/de/mitmachen/promotionsverfahren>



litätssicherungsmaßnahme zu verordnen: Zentrale Punkte dieser »Maßnahme« sind hierbei veränderte Modalitäten bei der Aufnahme als Doktorand und die Pflicht zur vertraglichen Fixierung des Betreuungsverhältnisses. Dabei werden diese Änderungen im Promotionsverfahren des LHG (§ 38) nicht durch die bloßen Behauptungen der Landesregierung automatisch für bessere Qualität der Dissertationen sorgen, geschweige denn Plagiate verhindern, sondern sie stellen, genauer besehen, der Erzeugung jener gewünschten Qualität lediglich unnötige verwaltungsaufwendige Reglements in den Weg.

Ob ein Doktorand zur Promotion zugelassen wird, oblag bislang *de facto* einzig und allein der Entscheidung des professoralen Betreuers. Jene autonome Entscheidungsbefugnis, die an die Lehrfreiheit nach § 5 Abs. 3 des Grundgesetzes gekoppelt ist, wird durch § 38 Abs. 5 des neuen LHG nun dezentriert auf den »Promotionsausschuss« übertragen. War dieser bislang lediglich mit der formalen Prüfung der Annahmebedingungen und des ordnungsgemäßen Ablaufs nach Abgabe der Arbeit betraut, werden ihm nun ab dem kommenden Wintersemester auch inhaltliche Entscheidungsbefugnisse zugesprochen. Wie weit diese gehen sollen, überlässt der Gesetzestext den jeweiligen Promotionsordnungen.

Angesichts der inhaltlichen Vielfalt und Spezialisierung der Fächer kann ein fakultätsübergreifender Ausschuss niemals eine adäquate inhaltliche Prüfung eines Promotionsvorhabens leisten, muss sich also auch weiterhin auf das Urteil des Betreuers verlassen. Resultat der Novellierung ist also einzig und allein ein Zuwachs an Verwaltungsaufwand, wenn jedes einzelne Dissertationsprojekt zu Beginn bereits von einem ganzen Ausschuss geprüft werden muss. Sinnvoll wäre eine »Kontrolle« der Beurteilungsfähigkeit des Betreuers lediglich nach getaner Arbeit, am Ende einer Promotion. Für eine solche gibt es bereits fachspezifische Regelungen: In der neuphilologischen Fakultät der Universität Heidelberg wird bspw. jede Doktorarbeit zusammen mit den Gutachten zwei Monate lang für alle

Fakultätsmitglieder zwecks Prüfung der rechtmäßigen Beurteilung öffentlich ausgelegt.

§ 38 Abs. 5 des LHG verpflichtet Doktorand und Betreuer ferner zum Abschluss einer »schriftlichen Promotionsvereinbarung« mit »Mindestinhalten«, die den Zeitpunkt von Betreuungsgesprächen und Sachstandsberichten, ein »individuelles Studienprogramm«, Verfahren zur Lösung von Streitfällen sowie die Begutachtungszeit nach Abgabe der Dissertation regeln – sowie zur »Beachtung der Regeln guter wissenschaftlicher Praxis« verpflichten soll. Da der Status jener Promotionsvereinbarung

laut Gesetzesbegründung jener eines »öffentlicht-rechtlichen Vertrags« ist, können sich in Zukunft Doktoranden und Betreuer mutter gegenseitig wegen eines verspäteten Betreuungsgesprächs oder ähnlichem auf Schadensersatz verklagen. Die Nicht-Einhaltung der Vertragsbedingungen würde die Auflösung des Betreuungsverhältnisses zur Folge haben. Jüngst haben die beiden Freiburger Jura-Professoren und Experten für Hochschulrecht Manfred Löwisch und Thomas Würtenberger die verfassungsrechtliche Problematik eines Zwangs zum Abschluss von Promotionsvereinbarungen ausführlich dargelegt und sehen dabei unverhältnismäßige Eingriffe in die Lehr- und Wissenschaftsfreiheit.⁵

Darüber hinaus sei es nach Ansicht der beiden Juristen »[n]icht nur verfassungsrechtlich, sondern auch in der Praxis der Betreuung von Promotionen [...] eine Selbstverständlichkeit, dass zwischen dem Betreuer, dem die Lehrfreiheit zur Seite steht, und dem Doktoranden, der sich auf seine Wissenschaftsfreiheit berufen kann, ein besonderes Verhältnis wechselbezüglichen Austausches besteht: Zwischen beiden Personen herrscht ein auf die Promotion bezogenes spezifisches *Vertrauensverhältnis*, dessen gemeinsames Anliegen es ist, ein Forschungsvorhaben in optimaler Weise beginnen, durchführen und abschließen zu können. Der Formenzwang und mit ihm die naiven Hoffnungen, die in eine Verrechtlichung des Promotionsverhältnisses gelegt werden, sind dem von gegenseitigem Vertrauen getragenen, situationsgerecht erfolgenden Zusammenwirken vom fachlich erfahrenen Betreuer und Doktorand letztlich abträglich. Zugespitzt formuliert: Das Vertrauen, das der zu Betreuende in die fachliche Kompetenz des Hochschullehrers setzt und auch setzen muss, kann nicht zum Gegenstand paritätisch auszuhandelnder Vereinbarungen gemacht werden.«⁶

Man mag *ad hoc* einwenden, dass in einzelnen Bereichen der universitären Landschaft eine solche Vereinbarung den möglicherweise prekären Status der Doktoranden verbessern würde. Hier jedoch gilt, dass man sich genau dort, wo dieses Verhältnis nicht oder nicht mehr gegeben ist, über die herrschenden Gepflogenheiten Gedanken machen sollte. Die generelle Verordnung

5 Vgl. Manfred Löwisch & Thomas Würtenberger, *Betreuungsvereinbarungen im Promotionsverfahren*, in: *Ordnung der Wissenschaft* 3 (2014), 103-112 [online: http://www.ordnungderwissenschaft.de/2014-3/01_loewisch_wuertenberger_betreuungsvereinbarungen_im_promotionsverfahren.html]

6 Ebd., 108.

von Promotionsvereinbarungen bestraft hingegen genau jene, welche die (eigentlich selbstverständlichen) Grundzüge wissenschaftlicher Zusammenarbeit bislang hochgehalten haben.

Ein Vertrag untergräbt das Vertrauensverhältnis zwischen Doktorand und Betreuer. Die – ohnehin fragwürdige – Verpflichtung zum Vertragsabschluss zeugt vom Misstrauen gegenüber der Eigenverantwortlichkeit und Entscheidungsfähigkeit beider. Solche und andere »Maßnahmen« unter dem bedenklichen Label »Qualitätsmanagement« sind vor allem Ablenkungsmanöver; sie kaschieren die Weigerung der Landesregierung für die finanzielle Grundausstattung der Universitäten in Baden-Württemberg einzutreten, worauf jüngst alle Universitäten Baden-Württembergs in einem gemeinsamen Protest am 21. Mai aufmerksam gemacht haben. Bei gleichbleibend unzureichenden Finanzmitteln und zusätzlichem Verwaltungsaufwand wird die Qualität der Betreuung an der entscheidenden Stelle weiter sinken.⁷

Zwang zu Open Access-Publikation

Jedoch nicht nur der Zwang zum Abschluss einer Promotionsvereinbarung stellt ein verfassungsrechtliches Problem des neuen LHG dar: Der neue § 44 Abs. 6 verstößt massiv gegen die Persönlichkeitsrechte des Forschers und die Freiheit der Wissenschaft, indem er die Hochschulen dazu anhält, ihre Angestellten zur Open Access-Publikation zu zwingen.

Veröffentlicht ein an der Universität Heidelberg zu mindestens 50 % angestellter Wissenschaftler einen Aufsatz in einer wissenschaftlichen Zeitschrift,⁸ soll er, so will es das neue LHG, von seinem Arbeitgeber verpflichtet werden, eine Kopie des Textes auf den Open Access-Server seiner Universität hochzuladen. Der Gesetzestext nennt diesen Vorgang absurdweise die ›Verpflichtung‹ zum Wahrnehmen eines ›Rechtes‹ – das dadurch dann natürlich kein ›Recht‹ mehr ist, sondern zur ›Pflicht‹ wird.

Da den Verlagen durch den neuen Paragraphen ein erheblicher wirtschaftlicher Nachteil beim Abdruck von baden-württembergischen Autoren erwächst, werden diese in Zukunft nur noch in Ausnahmesituationen Texte aus dem Ländle drucken. Dieser Wettbewerbsnachteil gegenüber anderen Wissenschaftlern ist jedoch nur eine Kleinigkeit an-

gesichts der verfassungswidrigen Eingriffen in die Freiheit der Forschung und in das Recht auf geistiges Eigentum.

Das Grundgesetz und die internationale Charta der Menschenrechte garantieren jedem Forscher die Freiheit, zu entscheiden, ob, wann und wie er seine wissenschaftlichen Ergebnisse publiziert. Das an die Wissenschaftsfreiheit gekoppelte Urheberrecht garantiert den Schutz des geistigen Eigentums: »Jeder hat das Recht auf Schutz der geistigen und materiellen Interessen, die ihm als Urheber von Werken der Wissenschaft, Literatur oder Kunst erwachsen.« (Artikel 27 Abs. 2 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte).⁹

Man kann nur staunen, welche Rechte unsere Landesregierung mit dem LHG infrage zu stellen versucht.

Janina Reibold & Christoph Poetsch

Die wichtigsten Paragraphen des neuen LHG

§ 30 Abs. 4

Bachelor- und Masterstudiengänge sind grundsätzlich durch eine anerkannte Einrichtung zu akkreditieren. Dies gilt nicht, wenn und soweit die Hochschule durch eine anerkannte Einrichtung eine Systemakkreditierung erlangt hat; Auflagen im Rahmen der Systemakkreditierung zur Akkreditierung einzelner Studiengänge sind dabei zu beachten.

§ 38 Abs. 5

Personen, die eine Doktorarbeit anfertigen und als Doktorandin oder Doktorand angenommen worden sind, können im Rahmen der von der Promotionsordnung festgelegten zulässigen Höchstdauer als Doktorandinnen oder Doktoranden immatrikuliert werden. Über die Annahme als Doktorandin oder Doktorand entscheidet der bei der Fakultät eingerichtete Promotionsausschuss nach Abschluss der Promotionsvereinbarung; die Annahme als Doktorandin oder Doktorand verpflichtet die Hochschule zur wissenschaftlichen Betreuung. Zwischen Doktorandinnen und Doktoranden und Betreuerinnen oder Betreuern wird eine schriftliche Promotionsvereinbarung mit folgenden Mindestinhalten geschlossen:

1. dem Dissertationsprojekt und der Lebenssituation der Promovierenden und des Promovierenden angepassten, jeweils fortzuschreibenden Zeitplänen für regelmäßige Betreuungsgespräche und Sachstandsberichte,
2. Angaben über ein individuelles Studienprogramm,
3. eine gegenseitige Verpflichtung über die Beachtung der Regeln guter wissenschaftlicher Praxis,
4. Regelungen zur Lösung von Streitfällen und
5. den bei Abgabe der Dissertation festzulegenden Begutachtungszeiten.

Beim Abschluss der Promotionsvereinbarung sind die Promovierenden zentral zu erfassen.

§ 44 Abs. 6

Die Hochschulen sollen die Angehörigen ihres wissenschaftlichen Personals durch Satzung verpflichten, das Recht auf nichtkommerzielle Zweitveröffentlichung nach einer Frist von einem Jahr nach Erstveröffentlichung für wissenschaftliche Beiträge wahrzunehmen, die im Rahmen der Dienstaufgaben entstanden und in einer periodisch mindestens zweimal jährlich erscheinenden Sammlung erschienen sind. Die Satzung regelt die Fälle, in denen von der Erfüllung der Pflicht nach Satz 1 ausnahmsweise abgesehen werden kann. Sie kann regeln, dass die Zweitveröffentlichung auf einem Repository nach § 28 Absatz 3 zu erfolgen hat.

7 Vergleiche zur Kritik an den Änderungen im Promotionsverfahren den am 26. Februar 2014 erschienenen Artikel in der F.A.Z. (S. N5) sowie die ausführlichen Vorträge von Prof. Dr. Gerhard Poppenberg, Lutz Armbrust und Janina Reibold am 19. März 2014 im Videomitschnitt (Min. 26:23-49:36), s. Fn 3.

8 Laut Empfehlung der UB Heidelberg, soll der Zwang zu Open Access-Publikation auch auf »andere Publikationsformen, z.B. Monographien« ausgedehnt werden, s. LHG vom 4.2.2014, 426.

9 Vergleiche zur Kritik am Zwang zu Open Access die ausführlichen Vorträge von Prof. Dr. Roland Reuß und Chiara Caradonna am 19. März 2014 im Videomitschnitt (Min. 49:51-1:20:16), s. Fn. 3.

Quo vadis, StuRa?

Eine Bestandsaufnahme.

Vor etwa einem Jahr hat sich Großes in Heidelberg getan. Wir, die Studierenden, sollten endlich wieder eine Vertretung bekommen. Nach 36 Jahren führte die Grün-Rote Landesregierung die Verfasste Studierendenschaft (VS) wieder ein, die 1977 abgeschafft worden war, um gegen die linken und revolutionären Strömungen in der Studentenschaft vorzugehen.

Die Fachschaftskonferenz (FSK) wurde aufgelöst. Stattdessen sollte man zwischen zwei neuen Modellen, dem Studierendenparlament (StuPa) oder dem Studierendenrat (StuRa), entscheiden (vgl. Berichte in unimut Nr. 218 und Nr. 219). Es wurde großer Wahlkampf betrieben und am Ende entschied sich die Mehrheit für den Studierendenrat.

Nun hätte es losgehen sollen mit der studentischen Vertretung. Doch schon früh zeichneten sich Probleme ab: Die Wahlbeteiligung war erschreckend gering, gerade mal 13,8 % der Studierenden schafften es zur Wahlurne, als im vergangenen Dezember die Mitglieder des StuRa gewählt werden sollten. Und heute? Was wissen die Studierenden von der Arbeit ihrer Vertretung? Wie es scheint, ziemlich wenig. Es herrscht große Unwissenheit darüber, was da eigentlich passiert, was genau dieser StuRa ist. Dabei ist das für alle Studierenden von enormer Wichtigkeit. Nicht nur, weil sie durch den StuRa politisch vertreten werden (oder zumindest vertreten werden sollen), sondern auch wegen der Gelder, die der StuRa verwaltet. Immerhin zahlt jeder Student dem StuRa einen Beitrag vom 7,50€ pro Semester. Das ergibt für das Wirtschaftsjahr 2014 (SoSe 13 + WiSe 13/14) eine Summe von 444 300€, die der StuRa verteilen soll.¹ 40 % davon geht an die Fachschaften, die frei darüber verfügen dürfen. Mit diesen Mitteln können zum Beispiel Veranstaltungen organisiert werden.

Der Studierendenrat ist ein von den Studenten gewähltes Organ, das »die hochschulpolitischen, fachlichen und fachübergreifenden sowie [die] sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Belange der Studierenden« (Organisationssatzung, § 2) vertreten soll. Er setzt sich zusammen aus Mitgliedern der Fachschaften und Vertretern von uniweit gewählten politischen Listen. Der StuRa, der die legislative Funktion übernimmt, hat zur Zeit offiziell 70 Mitglieder aus allen Fachbereichen sowie aus unterschiedlichen politischen Gruppen; so sitzen etwa die Jusos, die Grüne Hochschulgruppe, die Linken, die Piraten, RCDS/Lhg und auch Die Partei im Gremium. Man trifft sich alle zwei Wochen (die Sitzungen sind öffentlich), um die zahlreichen anstehenden Themen zu diskutieren und über sie abzustimmen. Dort werden außerdem Referate vergeben; für jeden Arbeitsbereich (wie etwa Finanzen, Lehre, Kultur, Verkehr oder Umwelt) wird mindestens ein Referent gewählt. Auch gibt es sogenannte Autonome Referate, die die Funktion haben, »gesellschaftlich benachteiligten Studierenden zu ermöglichen, ihre Interessen nach dem Prinzip der Selbstvertretung wahrzunehmen und ihrer Benachteiligung in Hochschule und Gesellschaft entgegenzuwirken.« Demnach

kümmern sie sich um Themen wie Behinderungen, Rassismus, Sexismus und Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung.

Die Mitglieder der ordentlichen und autonomen Referate bilden die Referatekonferenz (RefKonf), das »exeutive Kollegialorgan der verfassten Studierendenschaft« (Organisationssatzung, § 24,1). Auch sie tagt zweimal pro Monat, abwechselnd mit dem StuRa; auch ihre Sitzungen sind »grundätzlich öffentlich« (Organisationssatzung, § 24,5)². Die Gegenstände, worüber die RefKonf entscheidet, gehen von der Anschaffung eines Standmixers bis hin zur Finanzierung von Fahrtkosten für Referatsmitglieder, die unterschiedliche Landes- und Bundestreffen besuchen (Protokoll vom 12.6.2014), und zur Stellungnahme zu »Gremien der akademischen Selbstverwaltung« (Protokoll vom 20.5.2014). Schließlich entsendet der StuRa auch einen Vertreter in den Senat (Organisationssatzung, § 17,2.3).

So setzt sich also das als einfach und klar beworbene Modell des StuRa zusammen.

Es bleibt aber die Frage, warum diese Erklärung noch notwendig ist. Warum muss noch einmal erklärt werden, um was es sich beim StuRa handelt? Liegt die Schuld bei den Studierenden und an ihrem fehlenden politischen Interesse? Oder ist unsere politische Vertretung zu wenig präsent, rückt sie sich selbst zu sehr in den Hintergrund? Mit anderen Worten: Ist der StuRa an der Unwissenheit der Studierenden mitverantwortlich?

Alte Strukturen

Bei der Wahl zwischen StuPa und StuRa warben die Befürworter des StuRa damit, dass mit ihm einfache und klare Strukturen geschaffen würden, die es den Studenten erlaubten, sich bei Bedarf einfach, wie gewohnt, an die Fachschaften zu wenden, die das Anliegen dann im StuRa vortragen und zur Diskussion stellen würden. Außerdem hieß es in einem Gespräch, das die *unimut* im Sommer 2012 im FSK-Büro mit der Arbeitsgruppe zur Wiedereinführung der VS führte, dass im StuRa-Modell »vielfach auf bestehende Strukturen zurückgegriffen« werden könnte, was die Einführung erleichterte.

Aufgrund der Realität ein Jahr nach Wiedereinführung der VS muss jedoch die Frage erlaubt sein, ob es tatsächlich um die einfache Einführung ging,

1 Der Wirtschaftsplan ist unter http://www.stura.uni-heidelberg.de/fileadmin/Intern/Protokolle_und_Beschluesse/1/Sitzungsunterlagen/WiPlan_Lesung2.pdf abrufbar.

2 Protokolle online unter www.stura.uni-heidelberg.de/referate/protokolle-der-referatekonferenz.html



DIOGENES-NARCISSUS.

Unser StuRa: Diogenes oder doch eher Narziß?

oder darum, bereits existierende Strukturen weiterbestehen zu lassen, in denen es sich einige seit geraumer Zeit (manche gar seit für eine studentische Universitätskarriere frappierend langer Zeit) gemütlich gemacht hatten. Der StuRa ist wesentlich größer als die FSK; die Wortführer sind aber weitgehend dieselben geblieben. Das mag auch an der mangelnden Bereitschaft der Studenten liegen, sich im StuRa einzubringen, liegt aber gewiss nicht allein daran. Vielleicht trägt auch die im StuRa gepflegte Diskussionskultur dazu bei, mögliche Teilnehmer abzuschrecken: Viel Klein-klein, während zentrale Punkte wie die Aufstellung eines Haushalts sich über ein Jahr hinzogen. Man bekommt den Eindruck, dass der StuRa von denselben Leuten dominiert wird, die schon den Kurs der FSK bestimmten. Das muss natürlich weder schlimm sein, noch ist es überhaupt möglich, ein Organ wie den StuRa aus dem Nichts aufzubauen – es hemmt aber das Entstehen neuer Impulse und die Bereitschaft neuer Leute, sich im StuRa zu engagieren. In einem der Fragebögen, die wir anlässlich dieser Ausgabe an die StuRa-Mitglieder verschickt haben (und die leider nur äußerst spärlich beantwortet wurden), wünscht sich einer der Abgeordneten »eine stärkere Trennung zu der bisherigen FSK, um deutlich zu signalisieren, dass hier etwas Neues kommt.«

War die Geschichte des StuRa also bisher eine Erfolgsgeschichte? Wenn man sich an die Außendarstellung des StuRa selbst hält – gelegentlich übernimmt das freundlicherweise der *ruprecht*, man kennt sich ja und arbeitet

Tür an Tür –, dann ist der StuRa in seiner Arbeit für die Studierenden höchst erfolgreich: Da entblödet man sich nicht, eine Wahlbeteiligung von 20 % bei der Urabstimmung über das Semesterticket als »überraschend hoch« zu bezeichnen: »Zudem ist es eine gute Leistung knapp über zwanzig Prozent der Studenten zum Wählen zu motivieren« – ehrlich?

StuRa-Arbeit konkret

An den Sitzungen des StuRa teilzunehmen, ist keine leichte Kost. Die Sitzungen sollten »in der Regel alle 14 Tagen stattfinden«, doch in Wirklichkeit gibt es zahlreiche Sondersitzungen; im April und im Juni trafen sich unsere Vertreter nicht zwei-, sondern jeweils vier Mal pro Monat. Die Tagesordnungen sind lang und verwickelt, gefüllt mit zahlreichen spezifischen Themen, meistens trockenen bürokratischen Inhaltes (etwa die Vorstellung und Wahl von Referatsmitgliedern).

Der Raum in der Albert-Ueberle-Straße, ein muffiger Fertigbau, ist schlecht beleuchtet, die Akustik ist furchtbar, einander gut hören tut man nicht wirklich. Die Sitzungen fangen verspätet an und ziehen sich in die Länge, man sitzt dort von 19 bis mindestens 22 Uhr. Selbstverständlich (bisher) unbezahlt.

Dazu kommt schließlich noch, dass das Gremium nur selten beschlussfähig ist. Dafür müssen 50 % der Mitglieder anwesend sein, was bisher eher die Ausnahme war.

So werden die zu treffenden Entscheidungen zweimal, bis hin zur dritten Sitzung vertagt, in der die Beschlussfähigkeit von der Zahl der Anwesenden unabhängig ist (»automatisch beschlussfähig«, laut Geschäftsordnung, § 7,2).

»Wichtige Entscheidungen werden von wenigen Leuten (der RefKonf oder zufällig Anwesenden in der 32. Tagung der 27. Sitzung, die ohne Quorum beschlussfähig ist) getroffen«, beklagt sich der anonym bleibende Blogger (der zugleich auch StuRa-Mitglied ist) von SturaWatch, ein »Watchblog für die Verfasste Studierendenschaft an der Universität Heidelberg«. Seine Diagnose lautet: Oligarchie – durchaus nicht das, was dem Geiste der VS traditionell entspricht, oder was als Vorteil des StuRa gegenüber dem StuPa hochgelobt wurde.

Unsere Diagnose lautet: Eine Katze, die sich in den Schwanz beißt. Die meisten StuRa-Mitglieder, zum Teil unerfahren in Sachen politischer Repräsentanz, sitzen da und hören den erfahreneren, engagierteren zu, bis ihre Stimme gefragt ist und sie, ohne groß zu überlegen, mit ihren Stimmzetteln durch die Luft wedeln. Wie denn auch sonst: Sich einzuarbeiten, kostet Zeit. Die Materie ist zäh und an Leuten, die sich auskennen und einem den Weg weisen, mangelt es nicht (zumal, wie bereits erwähnt, aus FSK-Zeiten). Die Sitzungen sind unnötig lang, deswegen taucht man immer seltener auf, vor allem nur dann, wenn man eigene Themen zu besprechen hat. Aufgrund der geringen Teilnehmerzahl (und damit man überhaupt zu Beschlüssen kommt) vermehren sich die Sitzungen – dies wirkt wiederum vermutlich nicht gerade attraktiv auf die ohnehin unmotivierten StuRa-Mitglieder. Ein Teufelskreis eben. Die Frustration darüber führt im StuRa zu Vorschlägen, von denen man nur hoffen kann, dass sie tatsächlich als Witze verstanden werden wollen: Die Mindestzahl der Anwesenden für die Beschlussfähigkeit auf 25 %, nein auf 10 %, auf 5 % und schließlich – wenn schon, denn schon – auf 0 % zu senken. Bei der StuRa-Sitzung vom 10. Juni wurde allen Ernstes eine Änderung der Geschäftsordnung vorgeschlagen, laut derer »bezüglich der Tagesordnungspunkte, die aufgrund von mangelnder Beschlussfähigkeit verschoben wurden und bereits beraten wurden, [...] der StuRa beschlussfähig [ist], sofern in der Einladung darauf hingewiesen wird.« Einmal diskutiert, ganz egal mit welcher Beteiligung, und schon könnte beim nächsten Mal abgestimmt werden, ohne Rücksicht auf die Zahl der Anwesenden; die Sitzungsleitung wäre hinreichend: Das ist eine kuriose Auffassung demokratischer Repräsentanz, erschreckend im Hinblick auf das als gering einzustufende Bewußtsein der Verantwortung (politisch und finanziell), die die Vertreter gegenüber den Wählern (wie zahlreich sie auch immer sein mögen) zu haben scheinen. Den Teufelskreis wird man auf diese Weise wohl nicht durchbrechen, im Gegenteil: Das Misstrauen gegenüber dieser doch so wichtigen und potentiell wirkmächtigen Institution kann durch eine solche Maßnahme nur größer werden.

Die Frage sollte diesbezüglich nicht lauten: Wie ist der StuRa mit einem Minimum an Anwesenden

beschlussfähig? Sondern: Wie motiviert man junge, unerfahrene Menschen dazu, sich regelmäßig und aktiv am Gestaltungs- und Entscheidungsprozess, für den sie immerhin kandidiert haben, zu beteiligen? In dieser Hinsicht war die »Gremischulung«, die am 13. und 14. Juni stattgefunden hat, sicherlich ein Schritt in die richtige Richtung – es mögen noch viele mehr kommen. Man vergesse aber nicht weiter auch zu fragen: Wie schafft man es, die StuRa-Sitzungen ein wenig vom abschreckenden bürokratischen Ballast zu befreien?

Finanzen

Der FSK-Haushalt war sehr begrenzt, im Vergleich dazu steht jetzt deutlich mehr Geld zur Verfügung: Der StuRa hat laut eigener Hochrechnung, wie bereits erwähnt, im Wirtschaftsjahr 2014 444 300 € zur Verfügung. Dementsprechend könnte man hohe Erwartungen an den StuRa stellen: Was damit nicht alles gemacht werden könnte! Und da jeder Student den StuRa mitfinanziert, hat prinzipiell auch jeder Anspruch darauf, dass seine oder ihre Belange im StuRa vertreten werden. Deshalb ist es so befremdlich, wenn man bisweilen den Eindruck gewinnt, der StuRa habe sich mit der Indifferenz der Studentenschaft ihm gegenüber nicht nur arrangiert, sondern kultiviere sie durch die Undurchsichtigkeit seiner Struktur und seines Vorgehens.

Was geht denn beispielsweise jeden Studenten als solchen an? Die Lehre. Könnte das StuRa-Budget nicht zum Teil zur Verbesserung der Lehre verwendet werden, z.B. für die vielen Lehramtsstudenten, die sich zusätzliche Qualifikationen wünschen? Was haben denn die meisten Studenten vom StuRa? Selbst diejenigen, die ein Semesterticket haben, profitieren nur davon, dass dessen Preis in den nächsten Jahren nicht ganz so stark ansteigt, wie es der Fall hätte sein können.

Im Wirtschaftsplan des StuRa für das Jahr 2014, der nach vielen hin und her nun endlich ausgearbeitet und beschlossen ist, ist die Verteilung der StuRa-Gelder aufgeschlüsselt. Ohne weitere Erklärung sieht man da, dass z.B. das autonome Antidiskriminierungsreferat, das sogenannte Queerreferat, sich mit 20 000 € ein dickes Stück vom StuRa-Kuchen abgeschnitten hat. Das ist doppelt so viel wie der Betrag, über den das Referat für Studenten mit Behinderung verfügt. Damit soll freilich die Wichtigkeit des Queerreferats nicht in Abrede gestellt werden, obwohl zu diskutieren wäre, ob z.B. eine »Hilfe beim Coming out« zu den primären Aufgaben studentischer Selbstverwaltung gehört. Vermutlich wird im Queerreferat einfach mehr Engagement und größerer Einsatz für die Sache gezeigt als in anderen – wenn andere gleichzögen, wenn sie es darüber hinaus schafften, den Heidelberger Studenten ihr Engagement zu vermitteln, vielleicht würden sich diese dann tatsächlich von der Arbeit des StuRa angesprochen fühlen? Eben dies immer wieder neu zu versuchen: Das allein muss doch Aufgabe einer studentischen Selbstverwaltung sein, deren Arbeit all jenen zugutekommen muss, von denen sie ihre finanziellen Mittel bezieht.

Die Rolle der Fachschaften

Der StuRa besteht, wie anfangs bereits angedeutet, hauptsächlich aus Fachschaftsvertretern. Und die Fachschaften sollen auch ein Großteil der von den Studierenden beigetragenen Gelder erhalten. »Was dort passiert«, behauptet ein StuRa-Mitglied, der auf unsere Umfrage reagiert hat, »kann (und soll) der StuRa nicht im Detail überblicken« – das mag sein, aber angesichts der persönlichen Deckung von Fachschafts- und StuRa-Mitglieder dürfte die Wirklichkeit anders aussehen. Einerseits sind, nach der zitierten Aussage, die Fachschaften frei in der Verwendung

der ihnen anvertrauten Gelder, andererseits dürfen ihre Vertreter im StuRa, die eben wissen, was in den Fachschaften passiert, auch über die Finanzierung anderer Projekte entscheiden. So werden etwa für Vorträge, die thematisch eng an ein Institut gebunden sind, von StuRa-Mitgliedern Gelder beantragt, die eigentlich über die Fachschaftstöpfe finanziert gehörten. Dies geschieht sicherlich nicht aus bösem Willen, sondern ergibt sich aus der einfachen Tatsache, dass man als Mitglied des StuRa am besten über die Antragswege und -möglichkeiten informiert ist und dieses Wissen zum eigenen Vorteil nutzen kann. Ein Interessenkonflikt besteht dennoch. Kann man die Struktur des Gremiums nicht ändern, so ist in dieser Hinsicht von Seite unserer Vertreter besondere Achtsamkeit geboten, damit die Summe fair und unabhängig von persönlichen Verbindungen verteilt wird. Das Gleiche gilt auf Institutsebene auch für die Fachschaften, die doch so unterschiedlich sind: Welche Interessen verfolgen sie? Wofür werden sie die stattlichen Summen ausgeben? Werden sie überhaupt ihre Studenten über den neu gefundenen Reichtum und die zahlreichen Möglichkeiten, die sich dadurch eröffnen, informieren? An die große Glocke wurde der neue Finanzierungsweg nicht gehängt. Man kann nur die Hoffnung äußern, dass sich die in Fachschaftskreisen blühenden Ideen zur Investition studentischer Mittel nicht bloß auf Sommer- und Winterpartys beschränken werden.

Desinteresse der Studenten – Gibt es einen Ausweg?

20 % der Studenten zu mobilisieren, um über eine geringe Ersparnis beim Erwerb des Semestertickets abzustimmen, ist nur als Erfolg zu bezeichnen, wenn man darin einen Anfang sieht, eine erste Probe der Arbeitsfähigkeit des StuRa. Das Thema geht den Geldbeutel an: Das zieht. Außerdem ist es ein unkontroverses Thema in der Studentschaft, das macht es einfach. Man muss auch nicht die Konfrontation mit dem Rektorat riskieren. Es ist eine Verhandlungssache, bei der man sein ökonomisches Herz am rechten Fleck weiß. Kein Zweifel, dass für viele das Studium eine prekäre Lebenssituation ist. Wenn damit ein Anfang gemacht wird: gut. Wenn jedoch die Spiegelfechterei mit diesem Thema langfristig mehr Aufmerksamkeit erlangt als der Ausverkauf des Prinzips Universität an politische Leuchtturm-Phantasien und Karriere-Gier, zeigt das eine ganz andere prekäre Situation: den Verlust der Kritikfähigkeit. Es müssen also hochschulpolitische Themen auf die Tagesordnung des StuRa.

Wenn wir den StuRa nur als Interessenvertretung für unser Service-Bedürfnis sehen, machen wir aus ihm das, worauf Rektorat und Ministerium ihn auch beschneiden wollen: Schmieröl für das reibungslose Funktionieren ihrer Maschine. Die wenigen, die sich politisch in ihm engagieren wollen, werden dann mit dem Frust des mangelnden Rückhalts

agieren. Die einen werden aufgeben, andere arrangieren sich in der Belanglosigkeit (Partys organisieren), wieder andere versuchen durch strategische Arbeit doch hier und dort etwas zu bewegen – von außen ist das dann nur noch schwer nachvollziehbar und erscheint wie ein hermetischer Apparat. Der Wunsch nach Repräsentation der Studierenden führt zu einem Dilemma, wenn nicht darüber diskutiert wird, was zu repräsentieren sei.

Die Bereitschaft, diese Diskussion in der Öffentlichkeit zu führen, scheint nicht vorhanden zu sein – diesen Eindruck hinterlässt u.a. die Tatsache, dass der von unserer Redaktion den StuRa-Mitgliedern zugesandte Fragebogen lediglich von fünf Kommilitonen beantwortet wurde. Dazu passt auch, dass die einzige Antwort, die sich um eine kritische Beurteilung bemüht, anonym eingesandt wurde. Was sagt das über ein Gremium aus, das sich demokratische Legitimation und Transparenz auf die Fahne schreibt?

Wir möchten das mit Vorsicht werten: Ein Grund wird sicherlich die Überforderung sein, sich neben dem Studium auch noch hochschulpolitisch zu engagieren. Somit wird wohl zurecht in den wenigen Antworten die Hoffnung ausgedrückt, dass der demnächst stattfindende Haushaltsbeschluss auch Personalbudgets freistellt, die eine effiziente Arbeitsteilung erlauben. Um das weitere Fazit, dass es eine Scheu vor grundsätzlichen Kontroversen gibt, wird man jedoch nicht herumkommen.

Es scheint ein nicht hinreichender Begriff von Demokratie zu herrschen. Dass deren Funktionieren auch davon abhängt, eine kritische Öffentlichkeit zu fördern, sollte doch jedem bekannt sein. Es bedarf einer Auseinandersetzung, die verschiedene Perspektiven zu Wort kommen lässt. Von den Gremien sollte Rechtfertigung für ihre Projekte gefordert werden können. Dazu gehört auch, dass Diskussionsveranstaltungen (das ist etwas anderes als Workshops zur Gremienarbeit) zu hochschulpolitischen Themen organisiert werden.

Die wenigen Antworten auf unseren Fragebogen äußerten ganz explizit Diskussions-Überdruss. Der bezieht sich auf die StuRa-Sitzungen und die dort herrschende Kleinteiligkeit der Beschlussfassung. Man kann nur hoffen, dass er nicht grundsätzlich ist. Zu meinen, wir, die Studierenden – und gar auch die Universität –, müssten nur endlich an einem Strang ziehen, um die Ziele, die doch allen gemein seien, zu erreichen, wäre fatal. Der Wunsch nach effizienter StuRa-Arbeit darf nicht mit der stillschweigenden Annahme irgendeines Konsenses erkauft werden. Genau das ist nämlich die Lethargie unserer Zeit, der wir uns, in dem relativ freien Raum der Universität, gar nicht beugen müssen. Zöge man stattdessen beispielsweise in Betracht, welche verschiedenen Bildungskonzepte an unseren Universitäten vertreten werden, würde man sehr schnell die Illusion eines Konsenses als solche entlarven können. Nicht dass aufgrund der Heterogenität der Konzepte keine Zusammenarbeit mehr möglich wäre, aber die Selbstverständlichkeit, mit der bestimmte Ziele verfolgt werden, wäre dahin. Ob es um Exzellenz, Zugangshürden, Studium Generale, Modularisierung usw. geht – erst wenn der Streit hierüber offen ausgetragen würde, hätte man einen Eindruck davon, was im StuRa zu repräsentieren wäre.

Solch ein Streit ist nicht destruktiv, sondern er ist instruktiv, insofern er uns vor Augen stellt, was Sache ist. Man darf sich beispielsweise nicht blind stellen vor der Tatsache, dass die Reduzierung des Semester-Ticketpreises nur Strohfeuer ist, wenn das Erzielte die Lebenshaltungskosten nicht wesentlich entlastet und der allgemeine Trend zur Verteuerung bei gleichzeitiger Stagnation der öffentlichen Budgets für Bildung und Wissenschaft fortduert. Vielleicht ist dieses allgemeine Thema zu erschreckend

groß, als dass man sich traute, es auf die Tagesordnung zu setzen. Aber es hat einen kleinen Bruder, immer noch riesig aber doch definierbar und ansprechbar. Das ist die Ungleichverteilung öffentlicher Gelder für die Finanzierung von Exzellenzen einerseits und der Grundausstattung der Universitäten andererseits.

Die Klagen hierüber sind täglich zu hören, ihr gemeinsamer Nenner: zu wenig Dozentenstellen. Greifbar ist dieses Dilemma, weil es einerseits hausgemacht ist und weil es andererseits lösbar ist. Nur eben nicht durch gönnerhafte Verhandlungen, bei denen man glaubt, dem *Big Player* etwas entlocken zu können. Im Gegensatz zu den Bildungsstreiks der vergangenen Jahre wird es aber schwieriger sein, uns Studenten auf die Straße zu locken, denn es geht nicht mehr um Studiengebühren. Und wenn der eigene Geldbeutel nicht unmittelbar betroffen ist, sinkt die Protestlust rapide – ein weiterer Beleg, dass unser Bewusstsein monetär orientiert ist.

Das Protokoll zum Beschluss des StuRas, sich dem Bildungsstreik anzuschließen (27. Mai 2014), zeigt überdies die Orientierungslosigkeit bei einem Anliegen, bei dem inhaltliche Unklarheit herrscht. Man scheut davor zurück, in der Forderung nach einer besseren Finanzierung der Universitäten mit dem Rektorat zu kooperieren. Der Grund dafür wird hauptsächlich in der öffentlichen Wirkung gesehen. Wie sähe das denn aus, mit dem Feind von gestern

den Schulterschluss zu üben? Solche Oberflächlichkeit lässt den Schluss zu, dass die Gründe für die heutige Bildungsmisere nicht verstanden sind. Denn eine Analyse der hochschulpolitischen Entwicklung der letzten Jahre würde einen solchen Schulterschluss tatsächlich suspekt machen – jedoch nicht aus Marketing-Gründen, sondern weil die Strukturwende an den Hochschulen hin zu profilneurotischen Projektfabriken eben von Seiten der Rektorate unterstützt wurde. Zumindest müsste der Forderung nach Abschaffung des Kooperationsverbots für Bund und Länder bei der Finanzierung der Hochschulen auch die nach einer grundsätzlichen Strukturreform zur Seite gestellt werden. Hierfür wirksam zu agieren, wird jedoch nicht möglich sein, wenn man als einziges Ideal für die Hochschullandschaft den unbeschränkten Zugang für alle sieht. Wo ist die Diskussion über das Niveau der Hochschullehre? Ist es uns etwa egal, nur noch mit Leuten zu tun zu haben, denen nichts wichtiger ist als ihr nächster DFG-Projektantrag?

Zumindest versprechen die Vorbereitungen zum Bildungsstreik ein dieser hochschulpolitischen Situation angemesseneres Engagement als die sonst im StuRa initiierten Profilierungsprojekte. Wir sind gespannt, wieviel Prozent der Studierenden sich dafür nicht zu schade sind.

Jakob Brüssermann, Leonard Keidel,
Natalia Lakman, Julius Neugebauer, Chiara Westermann

Studentisches Engagement in Heidelberg anno 2009



»Diskussionen wird es immer geben ...«

Ein Gespräch mit Christian Mittelstädt, der bis vor kurzem Finanzreferent für den Studierendenrat war (vorher schon in der FSK zuständig für Finanzen) und sich bereit erklärt hat, rückblickend über seine Erfahrung im StuRa und seine Einschätzung dessen bisheriger politischer Wirksamkeit zu berichten.

Christian, Du studierst VWL – ist dieser Hintergrund nötig, um die Stelle des Finanzreferenten zu übernehmen?

Es hat weniger mit dem Studium zu tun; man kann sich einarbeiten. Es ist natürlich ein sehr komplexes Thema, öffentliche Finanzen sind nicht gerade einfach, wer aber gerne mit Zahlen und Geldern arbeitet und politische Arbeit mag, dem kann ich den Posten des Finanzreferenten nur ans Herz legen. Leute, die sich für solche Sachen interessieren und ein bisschen zahlenaffin sind, mögen sich doch einfach beim StuRa bewerben.

Mit dieser Stelle ist auch eine große politische Verantwortung verbunden, oder?

Ja, natürlich. Es ist eine gewisse Verantwortung dabei. Aber es eröffnet einem auch Perspektiven, weil man mit jeder studentischen Initiative stärker in Kontakt kommt als die StuRa-Mitglieder, die darüber entscheiden, ob beantragtes Geld ausgezahlt wird oder nicht. Man arbeitet mit diesen Personen zusammen, aber auch mit den Fachschaf-ten und den Referaten. Man bekommt einen Einblick in die Aktionen, die Initiativen und das gesamte politisch ak-tive Leben an der Uni Heidelberg.

Was hat der Übergang von der FSK zur VS konkret für die Fi-nanzen bedeutet?

Bisher war es so, dass die Univerwaltung für die Arbeit der Fachschaften und des AStA ein Budget zur Verfügung gestellt hat und wir Vorschläge gemacht haben, wie man es ausgeben kann. Letztlich haben wir damals die Anträ-ge, die von den Fachschaften kamen, gesammelt, über-prüft und dann an die Univerwaltung gegeben – sie hatte das letzte Entscheidungsrecht. Jetzt erheben wir unsere Beiträge selbst, die Univerwaltung stellt also kein Geld mehr für uns zur Verfügung. Jeder Studierende zahlt einen Beitrag (derzeit 7,50€ im Semester), um die Arbeit der VS zu ermöglichen. Wir verwalten unsere Finanzen selbst und sind dafür verantwortlich, wie die Gelder aus-gegeben werden. Wir haben das letzte Entscheidungsrecht und in diesem Sinne auch politisch mehr Entscheidungs-spielraum.

Die Summe ist auch stattlicher geworden.

Das ist richtig. Und das ermöglicht uns bzw. macht es notwendig, eine eigene sinnvolle Verwaltung aufzubauen. Bisher war alles nur ein kleiner Posten im Gesamthaushalt der Universität, da entstand nicht viel zusätzlicher Aufwand. Nun fällt das Geld aber auf ›unbewirtschafteten Boden‹: Wir müssen uns selbst die Wege bereiten, um es sinnvoll verwalten und ausgeben zu können.

Es wurde kritisiert, dass es lange gedauert hat, bis ein Wirt-schaftsplan stand – wie kam diese Verzögerung zustande?

Leider hat es ein Weilchen gedauert, bis alles in die Wege geleitet wurde. Die Zeit, in der die Konstituierung stattgefunden hat, war eine denkbar ungünstige. Die konstituierende Sitzung fand im Dezember 2013 statt, dort wurde ich zum Finanzreferenten gewählt und damit war klar, dass ich die Arbeit aufnehmen muss, um die Kons-tituierung von finanzieller Seite zu unterstützen. Zuerst gab es noch eine ganze Menge von alten Angelegenhei-ten, die über die zentrale Universitätsverwaltung, deren Gelder wir bis Februar noch genutzt haben, abgewickelt werden mussten. Dann musste es im Februar vor allem mit der Beitragsordnung sehr schnell gehen und diese Aufga-be ist nach vorne gerutscht. Als nächstes kamen schlicht und einfach die Semesterferien dazwischen, so dass es ei-gentlich im April erst richtig mit der Finanzordnung weiter gehen konnte. Vor deren Beschluss stand zunächst auch noch die grundsätzliche Frage: Wollen wir einen Haushaltsplan oder einen Wirtschaftsplan machen?

Wo liegt da der Unterschied?

Der Haushaltsplan weist aus, welchem Referat bzw. wel-cher Fachschaft bestimmte Beträge zugewiesen wurden, während im Wirtschaftsplan die Dinge sachbezogen aus-gewiesen werden. Wir sprechen dann eher über die Sach-kosten als darüber, wer es jetzt tatsächlich ausgibt. Das lässt sich natürlich ebenfalls ausweisen, ist aber nicht das primäre Ziel eines Wirtschaftsplans. Ich hätte einen Haus-haltsplan vorgezogen, man entschied sich jedoch für die Form des Wirtschaftsplans. Man darf aber auch nicht ver-gessen, dass nicht nur der StuRa das Geld ausgeben kann: Unsere Finanzverwaltung sieht auch vor, dass die Fach-schaften ein Budget (40 % des Gesamtetats) haben, über das sie im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen verfü-gen können, ohne Anträge an den StuRa stellen zu müssen. Wir merken immer wieder, dass dies vielen Fachschaften immer noch nicht klar ist.

Aber der StuRa besteht doch größtenteils aus Fachschaftsmit-gliedern – woher dann diese Unkenntnis?

Wir müssen hier an den Informationsflüssen arbeiten. Am 13. und 14. Juni haben wir einen Gremienworkshop durchgeführt, bei dem dieses Thema auch zur Sprache kam und die Mitglieder der Fachschaften informiert wur-den. Wenn Bedarf besteht, könnte man über eine Finanz-schulung im Juli noch mal nachdenken. Es geht jetzt aber vor allem darum, zu informieren und insbesondere den

Fachschaften zu sagen: Es liegen Gelder für euch bereit, bitte organisiert euch, damit ihr sie abrufen könnt.

Generell bekommt man in den Sitzungen des StuRa den Eindruck, dass viele, die da sitzen, nicht wirklich eingearbeitet sind.

Das ist sehr schade, denn es wäre wichtig, dass die Vertreter der Fachschaften sich auch mit den Inhalten auseinandersetzen, die in den StuRa-Sitzungen besprochen werden. Das ist immer ärgerlich, wenn diese Sitzungen bis tief in die Nacht dauern. Es wäre wichtig, wenn diejenigen, die dorthin entsandt worden sind oder dort hinein gewählt wurden, diese Aufgabe auch ernst nähmen. Wir reden hier ja nicht nur über eine politische Vertretung, sondern auch tatsächlich über beträchtliche finanzielle Mittel, die mit der nötigen Ernsthaftigkeit behandelt werden sollten.

Deswegen habt ihr jetzt auch überlegt, eine Aufwandsentschädigung einzuführen ...

Das war ein erster Diskussionsentwurf, der in der letzten Sitzung vorgestellt wurde. Im Wirtschaftsplan sind bisher aber keine Aufwandsentschädigungen vorgesehen. Sie werden frühestens nächstes Jahr eingeführt. Dennoch ist es sinnvoll, sich schon jetzt darüber Gedanken zu machen und eine entsprechende Regelung vorzubereiten, die ab nächstem Jahr greifen würde. Dann könnte man dies in der Wirtschaftsplanung für 2015 berücksichtigen. Denn sehr viel Zeit ist nicht mehr, bis der nächste Wirtschaftsplan aufgestellt werden muss.

Wie stehst Du denn zu Aufwandsentschädigungen für StuRa-Mitglieder?

Prinzipiell sehe ich das kritisch: Die Aufgaben des StuRa sollten ehrenamtlich gemacht werden – um finanzielle Anreize sollte es bei solchen Sachen primär nicht gehen. Aber: Einige Aufgaben lassen sich auf die Dauer nicht vernünftig erledigen, ohne dass bestimmte Strukturen geschaffen werden. Ich denke an die Einrichtung von HiWi-Stellen im StuRa, damit den Leuten, die hier politisch aktiv sind, ein Teil der »stumpfen« Verwaltungsaufgabe abgenommen wird. Die Verwaltungsaufgabe könnten HiWis übernehmen: Das würde die Referate entlasten und die Arbeit dort attraktiver machen. Damit hätte man die Sachen auch klar getrennt, so dass man sagen könnte: Hier geht es um eine politische Entscheidung, also ist hier das Referat zuständig, und hier geht es nur darum, eine E-Mail-Anfrage zu beantworten o.ä. Mit dieser Arbeitsteilung wären beide Seiten glücklich: Der HiWi arbeitet nicht aus politischer Überzeugung, sondern weil er Geld dafür bekommt. Allerdings stellt sich die Frage, ob die Entlastung von Alltagsarbeit als Anreiz, sich in Referaten zu engagieren, ausreicht – und hier stoßen wir auf ein Problem: Wenn nämlich Referate für längere Zeit unbesetzt bleiben, bleiben deren Aufgaben wieder an anderen hängen, die Arbeit konzentriert sich auf wenige, die so nicht mehr die Energie oder Motivation für ihre ursprünglichen Aufgaben haben. Wenn also tatsächlich der Fall eintritt, dass sich über längere Zeit kein Nachfolger für eine bestimmte Referentenstelle findet, müsste man darüber nachdenken, ob man mithilfe dieser zusätzlichen extrinsischen Motivation jemanden findet.

Auch die Referate bekommen Gelder – allerdings sind diese Beiträge mit 250 bis 750€ eher gering.

Auf diese Gelder kann man zurückgreifen, wenn andere Mittel aufgebraucht sind. Wenn wir bspw. feststel-

len, wir haben das Budget für Druckkosten in diesem Jahr ausgeschöpft, aber das Sozialreferat würde vor Weihnachten gerne noch eine Informationsbroschüre herausgeben, kann man als letzte Option auf dieses Geld zugreifen.

Unter den autonomen Referaten sticht im Wirtschaftsplan das Queerreferat heraus mit einem Budget von 20000€. Wie kam es dazu, dass so viel Geld in dieses Referat geflossen ist?

Nun, es hat diese Gelder beantragt – ursprünglich eine noch größere Summe. Prinzipiell waren dafür genügend Mittel vorhanden, auch für die beantragten 40000€. Sie haben mir eine Aufschlüsselung darüber vorgelegt, wie sie das Geld im Einzelnen verwenden wollen, und ich habe mich mit ihnen zusammengesetzt und gesagt: »Ich finde es toll, dass ihr so viel politische Arbeit machen wollt, dass ihr so viel plant und umsetzen wollt (es ist ja mit achtzehn Mitgliedern auch das größte Referat), aber bestimmte Posten werden wir so nicht durchbringen: Können wir die Arbeit zunächst mit einem geringeren Budget anlaufen lassen?« So haben wir uns auf 20000€ geeinigt und so kam das in den StuRa und wurde beschlossen.

Zur Beschlussfähigkeit: Damit man im StuRa beschlussfähig ist, müssen 50 % der Mitglieder anwesend sein. Wenn diese Quote aber wieder und wieder nicht erfüllt wird, ist man irgendwann automatisch beschlussfähig.

Wenn eine Sitzung nicht beschlussfähig ist, wird in der nächsten Woche eine zweite Sitzung dieser Sitzung einberufen. Sollte die auch nicht beschlussfähig sein, wird eine dritte Sitzung einberufen, die dann automatisch beschlussfähig ist – das kam aber meines Wissens erst zweimal vor und es wurden dort auch keine zentralen finanzpolitischen Entscheidungen getroffen.

Könnte man nicht versuchen, den ganzen Sitzungsablauf etwas weniger aufwendig zu gestalten, den bürokratischen Anteil zu reduzieren, so dass StuRa-Sitzungen nicht mehr bis in die Nacht dauern?

Es ist eine anstrengende Aufgabe, die man sich »aufbürdet«. Gerade in der Konstituierungsphase ist die StuRa-Arbeit mit vielen Formalien verbunden. Jede einzelne Fachschaftssatzung muss nochmal im StuRa beschlossen werden. Referate müssen eingerichtet und besetzt, Referenten gewählt werden – gerade in der Anfangszeit fallen viele solcher Aufgaben an und eher wenige, bei denen man tatsächlich inhaltlich arbeitet. Aber das gehört zu einer Konstituierungsphase nun mal dazu und es ist schade, wenn Leute sich dadurch demotivieren lassen, obwohl ich das natürlich verstehen kann ... Es gibt tatsächlich Möglichkeiten, die StuRa-Sitzungen etwas zu verschlanken, z.B. könnte man gewisse Vorbereitungsaufgaben aus dem StuRa auslagern, indem man Ausschüsse bildet – was allerdings auch nicht verhindern wird, dass man im StuRa noch darüber diskutieren wird. Auch viele Tagesordnungspunkte könnte man kürzer halten. Aber letztlich ist es politischer Betrieb und der ist manchmal langwierig und trocken ...

Wie beurteilst Du die Gewichtung der Themen im StuRa? Die Urabstimmung über das Semesterticket wurde mit viel Aufwand betrieben; meinst Du, dass das der Wichtigkeit des Themas entspricht?

Welche Themen wichtig sind und welche nicht, bestimmt der StuRa selbst, indem er Diskussionen darüber führt. Wenn die Diskussion zu einem bestimmten Punkt

länger dauert, dann muss sie dem StuRa wichtig sein. Das Semesterticket halte ich schon für sehr wichtig. Man hat das auch an der Wahlbeteiligung gesehen, die höher war als bei jeder Wahl oder Abstimmung, die an der Uni Heidelberg unter den Studierenden bisher gelaufen ist; meines Wissens die höchste Beteiligung überhaupt. Da ging es um die unmittelbaren Belange der Studierenden.

Im ruprecht war von einer Wahlbeteiligung von 20% zu lesen; relativ gesehen ist das vielleicht eine große Wahlbeteiligung, aber ist sie auch absolut eine solche?

Ich beurteile die Wahlbeteiligung zum Semesterticket als relativ hoch im Vergleich zu den anderen. Aber aus meiner Erfahrung, auch aus anderen Hochschulen und Universitäten, halte ich es, was die Wahlbeteiligung unter Studierenden generell angeht, trotzdem für sehr hoch. Jeder hat das Recht, nicht wählen zu gehen. Warum gerade Studierende im Verhältnis übermäßig viel von diesem Recht Gebrauch machen, wie man an den absoluten Zahlen sieht, kann ich nicht beurteilen. Genauso wenig kann ich sagen, ob die Ursache Desinteresse ist oder Unwissen oder einfach körperliche Abwesenheit, weil sie an dem Tag nicht auf dem Campus sind.

Wäre das ein Feld, in dem der StuRa noch mehr arbeiten könnte, um unter den Studierenden präsenter zu sein?

Ich denke schon, obwohl ich nicht weiß, wie man das konkret umsetzt. Damit würde sich der StuRa mit den ganzen Angeboten, die von dem StuRa selbst, von den Referaten, von den Fachschaften sowie von sämtlichen studentischen Initiativen und Gruppierungen, die an der Universität Heidelberg aktiv sind, bereits geschaffen wurden und noch geschaffen werden, in das Bewusstsein der Studierenden rücken. Ja, ich würde mir schon wünschen, dass diese im Unileben präsenter werden.

Es lässt sich in der StuRa-Besprechung von politischen Fragen (Bildungsstreik, Novellierung des Landeshochschulgesetzes) einerseits und finanziellen Fragen (Semesterticket) andererseits eine gewisse Diskrepanz feststellen. Letzteren wird in der Diskussion deutlich mehr Zeit eingeräumt. Wie beurteilst Du das?

Das Semesterticket ist eine einfache Thematik; etwas, womit alle was anfangen können. Entsprechend leicht ist auch der Zugang für diejenigen, die dazu etwas sagen oder sich dafür einsetzen wollen. Wenn es um große Themen wie bundespolitische Vernetzung geht, steckt mehr Komplexität dahinter, dann muss man etwa schauen, womit sich der fzs (Freier Zusammenschluss der Student*innenschaften) beschäftigt. Auf Bundes- und Landesebene gibt es Leute, die sich dafür engagieren und interessieren, aber natürlich sind es nicht viele. Das ist so, weil man beim Semesterticket unmittelbar die Auswirkungen spürt, falls da etwas schief gehen sollte; die großen politischen Fragestellungen sind abstrakter, und sich in abstrakte Themen einzuarbeiten, braucht Zeit und Energie.

Zum Zuständigkeitsbereich des StuRa gehört aber auch, sich mit diesen Sachen auseinanderzusetzen, oder?

Ja, da sind wir dran. Es wäre natürlich schön, wenn alle im StuRa dieses Engagement in politischer Hinsicht teil-

len würden, dass etwa die LHG-Novelle ein gutes Ende nimmt, wobei das jetzt schon alles in Sack und Tüten ist. Es wäre toll, wenn wir einen StuRa voller politisch aktiver Leute hätten, die alle stundenlang über solche Themen diskutieren könnten, aber dann würde man andererseits natürlich wieder in Zeitnot kommen.

Im Blog »Sturawatch« gibt es verschiedene Kritikpunkte an der Arbeit des StuRa, einer davon betrifft die Mitgliedschaft bei verschiedenen Bündnissen und Gruppierungen, für die man einen Beitrag zahlen muss, der außerdem stetig steigt. Warum braucht es das?

Es ist wichtig, dass man bundespolitisch vernetzt ist und ich halte es persönlich für sinnvoll und notwendig, dass man sich auch auf bundespolitischer Ebene mit anderen Studierendenschaften auseinandersetzt und gemeinsam Positionen erarbeitet, z.B. zum Thema Kooperationsverbot im BAföG. Da kann man nicht einfach als ›Studivertretung aus Heidelberg‹ sprechen. Es geht darum, die Arbeit auf Bundes- und Landesebene zu ermöglichen, und dazu gehören auch die Treffen und die Mitgliederversammlungen. Aber ich kann natürlich verstehen, dass es Leute gibt, die die Frage der Beiträge anders sehen. Man kann auch nur noch Sachen für die Fachschaften machen, alles andere an sich vorbei ziehen lassen und zuschauen, wie das LHG und das BAföG-Gesetz die Situation der Studierenden weiter verschlechtern. Grundsätzlich halte ich es jedoch für unangemessen, anonym irgendwelche Sachen zu verbreiten und vielleicht teilweise auch Unwahrheiten über den StuRa und seine Arbeitsweise in die Welt zu setzen, wie es der Blogger von Sturawatch tut.

Zurück zum Wirtschaftsplan, der aus Deiner Feder stammt. Müssst ihr diesen noch der Univerwaltung vorlegen, gibt es noch einen Buchhalter, der das überprüfen muss?

Es gibt einen Beauftragten für den Haushalt, so wie es in allen öffentlichen Haushalten der Fall ist. Das hat aber nichts damit zu tun, dass der Wirtschaftsplan auch noch durch das Rektorat der Uni genehmigt werden muss. Wir sind eine Teilkörperschaft der Uni, d.h. wir sind organisatorisch und politisch so unabhängig, wie es eben geht. Aber an bestimmten Stellen hat das Rektorat immer noch die Rechtsaufsicht und dazu gehört, den Wirtschaftsplan zu prüfen. Meines Wissens ist das noch nicht passiert. Rein rechtlich gesehen, stehen die Gelder erst dann zur Verfügung, wenn der Plan beschlossen, durch das Rektorat genehmigt und veröffentlicht wurde.

Wird die Sitzungsarbeit im StuRa nach dieser Aufbauphase einfacher werden? Auch für die neuen Mitglieder?

Wenn sich da eine gewisse Kontinuität etabliert hat, wird es auch weiterhin vernünftig ablaufen. Diskussionen wird es immer geben, darum geht es ja. Und es wird wahrscheinlich wieder bis spät in die Nacht gehen, weil einige Leute eben gerne diskutieren, aber das muss man aushalten. Das gehört zum politischen Tagesgeschäft dazu.

Die Fragen stellten Chiara Westermann und Jakob Brüssemann

Vom kompetenten Umgang mit Wucherungen

In der letzten Ausgabe dieser Zeitschrift schrieb ich einen Artikel über den Begriff der Kompetenz und darüber, welcher Geist sich seiner bemächtigt hat. Diesmal wollte ich wieder darüber schreiben, weiter in die Begriffs geschichte eindringen und zeigen, wie damit eine Chimäre bezeichnet wird, ein Trugbild, das dadurch zu etwas Handfestem, Substantiellem umgefälscht wird, das es dann nach wie vor nicht gibt bzw. seine zweifelhafte Existenz allein dem Habitus des So-Tuns-als-ob verdankt. Der Text war schon weitgehend fertig, Zusammenhänge entfaltet, die Sprache ausgetrocknet auf die Pointe einer bestimmten Dialektik hin – als mir einfiel: Den letzten Text wird keiner durchgelesen haben und wenn, dann mit einem müden Lächeln, ob des naiven Versuchs mit einer Diskursanalyse irgendjemanden von der Couch zu locken. Diesem Text würde das gleiche Schicksal widerfahren.

Deswegen drückte ich die Delete-Taste, bis die Tastatur brach. Das war insofern erkenntnisreich, als mir klar wurde, dass mein Bemühen um Begriffsanalyse zu einem Großteil Sublimierung meines Ekels war. Außerdem lernte ich, dass Plastik scharfe Kanten haben kann, die in die Haut schneiden, dass aber wohl das zum Ellenbogen herabrinnende Blut die stärkste Resonanz sein wird, die mit solchen Texten zu erreichen ist. Jedenfalls wenn man jemanden adressiert, der um Wortgötzen tanzt und ums Imaginäre buhlt.

Frustration! kommentiert die Häkelnadel des modernen, in der Applikation psychologischer Gemeinplätze geschulten Besserwissers; Neid!, flüstert die Söldnerin futuristischer Blauäugigkeit dem Kommilitonen zu. Immerhin versagt mir nicht die Lust am Sprachspiel.

Jedenfalls begann dieser Montag seltsam. Es muss ein Montag gewesen sein, denn ich weiß noch genau, dass der Wecker dreimal klingelte, ehe ich mich auf zwei Füßen wiederfand. Gewöhnlich genug, dass es die meinen waren. Alles andere war um ein entschiedenes Stück verrückt. Oder vielleicht wäre richtiger zu sagen, es war etwas hinzugekommen, hielt sich an irgendeiner Kante meines Seins fest. Derart ergänzt, eckte ich erst einmal an alle in den Raum reichenden Möbel. Wenn so etwas passiert, drängen sich zwei Fragen auf: Wie verhält man sich als Erneuerter gegenüber alten Bekannten? Zweitens: Ist die Veränderung als Vervollkommnung oder als Versehrung zu betrachten?

Wessen rechter Fuß schon mal von einem Tag auf den anderen um sechzehn Nummern gewachsen ist, weiß, dass es dabei kein Rätseln und kein Pardon geben kann. Die Flosse ist unmissverständlich als Wucherung zu verstehen und sie gehört weggemacht mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln. Erst nachher entpuppt sich daran ein Problem. Die Operation war zwar erfolgreich und der einfallsreiche Chirurg hat sogar fünf bewegliche Zehen zu schnitzen vermocht; allerdings tritt wenig später unversehens ein Phantomschmerz auf. Es juckt zwischen den kürzlich noch einen halben Meter vor den Körperschwerpunkt reichenden Monsterzehen. Der erste Reflex ist, mit dem linken, bei der ganzen Geschichte bisher völlig unbe-



Bengele setzte sich in eine Ecke und schaute mit beiden Augen auf seine weitentfernte Nasenspitze. – O diese entsetzliche Nase! – Vor wem konnte er sich je wieder sehen lassen! – Das Hampelchen weinte laut.

Da trat die Fee wieder ins Zimmer, öffnete das Fenster und klatschte in die Hände. Sofort kam eine Schar bunter Spechte geflogen. Wie Soldaten in Reih und Glied setzten sie sich auf die lange Nase und hämmerten mit ihrem starken Schnabel auf sie ein, daß die Späne flogen. In kurzer Zeit ward die unformlich lange Nase kürzer und bekam schließlich ihre natürliche Größe wieder.

aus: Carlo Collodi: Pinocchio – Die Geschichte vom hölzernen Bengele. Lustig und lehrreich für kleine und große Kinder. Le Avventure di Pinocchio, erschienen 1881. Deutsch bearbeitet von Anton Grumann.

teiligten Fuß auf ebendiese Stelle zu treten; mit wenig Erfolg, die Geste muss wiederholt werden. Kurz: Man wird zu einem ziemlich eifrigen Läufer.

and He kept calm on the seventh day

Dieser hinkenden Parabel des Anatomischen stelle ich nun die, desillusionierende, mentale Wucherung zur Seite. Als solche ist etwas zu begreifen, was im Kopf stört, ungeschickt herausragt in seiner nutzlosen Komplexität. Die Reaktion darauf wird eine gänzlich andere sein, zumindest ihr Ergebnis ein ganz anderes. Die Flosse ließ sich unmöglich verbergen. Man staunte, bemitleidete, wer mich nicht kannte, war so frei, auf mich zu zeigen. Zuletzt wunderte man sich über meinen Gang. Nichts davon im zweiten Fall. Mit ein bisschen Selbstdisziplin bekommt keiner mit, dass da ein Gedanke aus den Nächten platzt. Die mentale Wucherung stößt niemanden ab, lässt sich zivilisieren. Wie nett!

Doch auch hier tritt irgendwann ein Phantomschmerz ein. Jedoch nicht notwendigerweise. Was war die Bedingung für die kitzelnden Zehen? Sie sind abgesägt worden, waren also tatsächlich nicht mehr da. Der Gedankenkoloss ist dagegen höchstens verdrängt. Vor ihm muss eine Mauer aufgeschichtet werden aus anderen Gedanken, leicht verfänglichen, nicht anstößigen. Ein Beispiel muss her: Man denke sich eine Beziehung, bis dato stand jede Geste im ernsthaften Glanz des Unzeitgemäßen. Sie vollzog schlicht die Einfalt des Einander-Zurseitestehens, die Tore standen offen zum gegenseitigen Fest. Nichts! bezog sich darauf, denn niemand war dazu eingeladen. Was ich beschreibe, ist keineswegs Eskapismus. Das Fest hatte seine Zeit, und alles andere seine. Die Beziehung war privat. Sie blieb es nicht. Mit einem Ring wurde die Ehe sanktioniert. Soweit, so gewöhnlich. Jedoch – wir kommen zum Tag des Wuchers, es muss ein Sonntag gewesen sein, denn es wurden gerade Argumente für und wider das Tatortgucken ausgetauscht, danach Steuertabellen studiert; der gute Gatte gönnte sich darauf ein Schläfchen – plötzlich schreckt er auf mit dem Gedanken: Unser Bund wurde verstaatlicht.

Man denke sich eine junge Frau, bis dato war sie verhaltene Energie, sie schenkte nicht ausgiebig aber gerecht der Welt ein Lachen, strenge Ergebnisse ihres Ehrgeizes, wilde Verwünschungen in ungesunden Nächten. Sie vollzog schlicht die Legierung von Erziehung und Widerstand. Ihre Neugierde war ein Centaur, der sich in beide Richtungen streckte. Sie war keineswegs naiv, sondern ein Bündel von Realitäten. Sie blieb es nicht. Mit der Graduierung wurde ihre Energie in professionelle Bahnen gelenkt. Soweit, so gewöhnlich. An ihrem Sonntag stellte sich der Gedanke ein: Meine Gesundheit wurde verstaatlicht.

Man denke sich einen jungen Mann, leerer Stolz lieferte sich mit ungereimten Ergüssen ein Wettrennen. Er nahm sich, was sich billig anbot, sein Geblöke hatte ironisches Gespür. Er vollzog den aufgeblähten Widerspruch zwischen Selbstgewissheit und Scham. Sein Arbeiten war ein Vexierspiel, zeigte erst rückblickend ein Drittes. Er war keineswegs dumm, sondern ein Puzzle aus Idealen. Er blieb es nicht. Mit der Graduierung tauschte er Ideale gegen Realien. Soweit, so gewöhnlich. An seinem Sonntag stellt sich der Gedanke ein: Mein Rennpferd wurde verstaatlicht.

Es leuchtet unmittelbar ein, dass sich mit solchen Einsichten nicht hausieren lässt. Gut, behält man sich also für sich. Ein wenig Verdrängen kann jeder, um sich schadlos in die Gemeinschaft zu integrieren. Wie im Falle der anatomischen Irritation gibt es auch hierfür Dienstleister, sie bieten das Werkzeug an, die Operation muss man selbst durchführen. Ihre Branche hat Konjunktur, anscheinend wachen viele vom Sonntagnachmittagsnickerchen mit Kopfschmerzen auf. Die Bewusstseinsingenieure liefern die Konstruktionspläne, anhand derer man eine Mauer vor dem Gefühl aufrichten kann, der Staat säße in der Großhirnrinde. Die Imperative des Plans lauten: Mache aus Treue Rendite, aus Energie Gesundheit, aus Stolz Eitelkeit. Was du nicht verstehst, fügt sich dir entweder freiwillig oder geht dich nichts an.

Nur ein Kitzeln bleibt. Beim Versuch, sich zu jucken, tritt man fortwährend auf die Stelle, wo einst ein Festplatz war. Von außen sieht es aus, als liefe man.

Leonard Keidel

Impressum der UNIMUT

Zeitschrift [an] der Uni Heidelberg, Ausgabe 2/2014. Nr. 223 vom 23. Juni 2014. Redaktion: Gregor Babelotzky, Leonard Keidel, Janina Reibold, Jakob Brüssermann, Natalia Lakman, Chiara Westermann.
Auflage 3000. Für namentlich gekennzeichnete Beiträge ist der/die VerfasserIn verantwortlich.

Der Unimut ist angebunden an das Germanistische Seminar und wird finanziell unterstützt vom Studierendenrat der Universität Heidelberg, Albert-Ueberle-Str 3-5, 69117 Heidelberg.

e-mail: unimut@posteo.de.

Alle Ausgaben auch unter: www.uni-heidelberg.de/unimut

Bilder:

- S. 2: Foto von Kaltérina Latifi
- S. 5: Jean-Leon Gerome, Diogenes (1860)
- S. 9: Foto von Kaltérina Latifi
- S. 12: Punch, 162.1922, May 3, 1922, S. 343 – Universitätsbibliothek Heidelberg
- S. 21: Im Rampenlicht by Rainer Sturm – pixelio.de
- S. 23: Macht des Fernsehens by Dieter Schütz – pixelio.de
- S. 26/27: Screenshots aus Dogville
- S. 36: Screenshot aus dem RAI-Werbespot für die WM 2014, Italien

Cinéphilie, Dosengelächter, Stellvertretende Dummheit.

Zur Interpassivität des Film- und Fernsehkonsums

»Es gibt offensichtlich Kunstwerke, die bereits ihre eigene Be- trachtung beinhalten. Und es gibt Betrachter, die das so wol- len. [...] Während Interaktivität darin besteht, einen Teil der künstlerischen Produktion (›Aktivität‹) vom Kunstwerk zu den Betrachtern zu verlagern, findet hier das Umgekehrte statt: Die Betrachtung (›Passivität‹) wird von den Betrachtern zum Kunst- werk verlagert. Wir haben beschlossen, diesen Verlagerungs- Typ als ›Interpassivität‹ zu bezeichnen.« [Robert Pfaller]

Kochsendungen anschauen oder Kochbücher kaufen, anstatt selbst zu kochen. Sport schauen, anstatt Sport zu treiben. Reiseberichte lesen, anstatt selbst zu reisen. Das Sehen an die Linse der Kamera delegieren und die Bilder digital verwaisen lassen. Jemandem seine ungetragenen Kleider verma- chen. Das Buch, bei dem man nicht dazu kommt, es selbst zu lesen, verschenken. Terabytes an Musik ansammeln, ohne sie je anzuhören. Solche Verschiebungen bestimmen unseren Alltag.

Vor dem Teller sitzen und ein Foto der Mahlzeit für den anderen hochladen. Den eigenen Urlaub dem anderen durch eine Post- karte zum Genießen geben. Alles, was man selbst hört, ansieht oder tut, dem anderen sogleich via Facebook zu Gesicht bringen, um zu genießen, was man an Genießen an andere delegiert. Den eigenen Konsum und Genuß zu teilen und auf einen anderen zu übertragen, heißt, sich von ihm zu entlasten.

Die Sitcom lacht für mich, Klageweiber trauern für mich, die Gebetsmühle betet für mich.

Die Dummheit einer fiktiven allgemeinen Instanz übernimmt stellvertretend für mich die Rolle des Beschränkten. Interpassive Strukturen sind allgegenwärtig. Nicht nur Gefühle, auch Gedanken können wir an Menschen oder Maschinen delegieren. Sie bleiben in diesem Akt unsere eigenen Gefühle und Gedanken; man kann durch den anderen denken und fühlen.

Wenn man Genuß delegiert, wird das Genießen zugleich erweitert und gemieden; es findet eine paradoxe Verschiebung statt. Manchmal wird der Konsum nur aufgeschoben, meistens aber verzichtet man tatsächlich vollständig auf ihn. Die Befreiung vom Genuß wird dann selbst zum Genuß. Zwar gibt es auch immer scheinbar zweckrationale Gründe für das verschiebende Verhalten; in seiner objektiven Sinnlosigkeit wird aber klar, dass es eigentlich darum geht, den Genuß auf anderem Wege zu erlangen: Im Genuß des Verzichts auf das primäre Genießen.

Auch viele Waren, die wir konsumieren, sind interpassive Me- dien. Die Konsumgüter sind Requisiten in den Verschiebungen des Genießens. Nicht tatsächliche Teilhabe an einem Lebens- stil, sondern Ersparnis einer solchen wird erkauft. Man fährt SUV, um gerade nicht *off-road* fahren zu müssen. Im Nichtstun erfüllt sich bereits das Begehr. Die Existenz von Museen ist genug: Sie erfüllen ihren Zweck, ohne dass sie gut besucht sind, weil man die Kunst darin stellvertretend betrachtet weiß. Ebenso kauft man die meisten Dinge, um sich so ihren Konsum vom Hals zu halten.



»Genieße!«

Interpassivität ist nicht Askese, sondern eine List zu einer Lust, die weniger Aufwand erfordert. Aus dem Abgeben der primären Lust generiert sich neue, leichtere Lust. Der Genuß am Besitz ersetzt derart den Genuß des Gegenstandes selbst. Pfaller sieht die Erklärung für das Phänomen darin, »daß das Genießen selbst kein unmittelbarer spontaner Zustand ist, sondern durch einen Über-Ich Imperativ aufrechterhalten wird.«

Der Imperativ »Genieße!« des Über-Ich steht nach Jacques Lacan im Gegensatz zum äußerlichen Ge- setz. Der direkte Befehl der *jouissance* verhin- dert das Genießen dabei effizienter als das Gesetz, das immer auch zu seiner Übertretung reizt. »Hab Spaß!«, »everybody just have a good time«, »Enjoy Coca-Cola«: Die Verpflichtung zum Genießen ist Stress und verhindert den Genuß, der erst zustande kommt, wenn die Verpflichtung dazu suspendiert ist. Dem aufdringlichen »Genieße!« entgeht man durch die List der Interpassivität.

Lust entsteht dann durch die Handlung selbst, welche die Lust, die der Konsum hervorbringen würde, tilgt. Texte kopieren, ohne sie zu lesen, Le- sezeichen im Brower anlegen, die man niemals mehr aufruft: Die Illusion ist wirksam, obwohl der Handelnde ihr gar nicht unterliegt. Das private Tun geschieht unter dem strengen Auge der Vernunft und dem Zwinkern des Magischen zugleich. Kleine Genußhandlungen ersetzen die großen. Das leicht zu erlangende »als ob« reicht bereits zur Befriedi- gung der Lust aus.

Eine solche Auslagerung bestimmt unzählige Er- scheinungen unserer Kultur. Sie sind unverzichtbar für jede Gesellschaft und bewegen sich stets zwi- schen dem Bereich der Neurose und der Perversion. Im *Neurotischen* sind Abwehrmechanismen gegen eine verdrängte Lust am Werk, die zugleich aber etwas von dieser Lust zulassen und dem Drang Er- leichterung verschaffen. Durch die Unlust an der ei- genen Lust kommt es zu einer Flucht vor dem Ge-

nießen: Der Ersatz wird besser als der Gegenstand selbst, Delegieren genußvoller als der Genuß.

Lust und Unlust werden dabei gleichermaßen befriedigt. Der Zwang der Neurose besteht im ungelösten Widerspruch: Alles geht darauf, zu genießen und alles geht zugleich darauf, das Genießen zu verhindern. Was bleibt, ist eine neurotische, ambivalente Lust. Zur *Perversion* wird die Verschiebung der Lust dagegen, wenn sie selbst als lustvoll empfunden wird, wenn das eigene Tun mit größerer Klarheit vonstatten geht. Man freut sich an der Lustverschiebung, die leicht gewonnene Lust ist. Das Delegieren von Genuß wird nicht als defizitär, sondern selbst als lustvoll erlebt. Der Cinéphilist ist ein solcher Perverser.

Cinéphilie

Wie der Bibliomane Bücher kauft, damit den Stapel ungelesener Bücher vermehrt und sich das Lesen durch den Besitz erspart, kauft der Cinéphilist Filme, um sich die Freiheit zu erwerben, sie nicht anschauen zu müssen. Eben dieses paradoxe Verhalten, sich einen Genuß verschaffen zu wollen, diesen Genuß dann aber zugleich zu delegieren und stattdessen dieses Delegieren zu genießen, markiert sein Verhalten als interpassiv.

Schon der Filmgenuß selbst hat etwas Interpassives an sich – nicht nur, weil man im Zuschauen die Schauspieler für sich fühlen, denken und handeln lässt, weil sich Einfühlung und Projektion im Film-Erlebnis durchdringen. Die *obzessive Liebe* zum Film entzündet sich an dem, was der Film für den von der Cinéphilie Ergriffenen ist: Der Genuß des Lebens wird vermittelt durch den Film erlebt.

Die Cinéphilie als Leidenschaft nicht allein zum Film, sondern vor allem auch zum Kino als Ort des Erlebnisses entstand in den 1950er Jahren in den Pariser Kinosälen. Aus ihr entwickelten sich Filmzeitschriften, die Filmkritik und die Filmwissenschaft, die auch die politische, psychologische und gesellschaftliche Dimension des Films diskutierte.

Sie verlagert sich heutzutage zunehmend ins Wohnzimmer, das mit aufwändiger Technik in ein Heimkino verwandelt wird. Die Technik macht das Kinoerlebnis daheim verfügbar und manipulierbar: Die Szenen kann man auswählen, den Film pausieren. Internet und DVD machen es möglich, Filme potentiell jederzeit und überall zu sehen. Damit verändert sich auch der Charakter der Cinéphilie.

Der Gemeinschaftscharakter tritt hinter den privaten zurück. Die Cinéphilie brachte eigene Rituale und soziale Räume hervor, sodass die Liebe zur Liebe zum Film wichtiger als die Liebe zum Film selbst wurde. Die Passion wurde Rolle, die Unmittelbarkeit durch Distanz gemildertes Ritual. Zwar bietet auch das Heimkino die Unmittelbarkeit der Erfahrung, aber zugleich auch die Zerstückelung des Films: Bonus-Material und *making of* stellen seine Geschlossenheit qua technischer Manipulierbarkeit in Frage.

Der Cinéphilist wird Sammler vom Fetisch des Films, statt Sammler von filmischer Erfahrung. Der Genuß entsteht nicht mehr aus dem unmittelbaren Erleben und in der Erinnerung, sondern dadurch, den Film im Regal stehen zu haben, ohne ihn anzuschauen. Statt die eigene Lust empfinden zu müssen, tritt der Besitz an dessen Stelle. Es ist keine Zeit für die Befriedigung aller Wünsche: Man kann aber durch das Sammeln die Befriedigung aufschließen, ohne die Befriedigung selbst in Frage stellen zu müssen.

Solche Reaktionen zeigen die Überforderung durch den Konsum, dem man entgehen will. Nicht nur die DVD hat symbolischen Wert als Fetisch; dieser geht auch auf die Technik, die Abspielgeräte selbst, über. Sie sind im Alltag allgegenwärtig. Sie werden gestrichelt, sind ständige Begleiter, weil sie einen, indem sie bereitwillig alles für einen speichern, davon entlasten, mehr als sich einem ohnehin schon aufdrängt, konsumieren zu müssen.

Dosengelächter

Selbst wenn wir also, von einem stumpfsinigen Tagwerk ermüdet, den ganzen Abend nur träge auf den Bildschirm starren, können wir danach doch sagen, dass wir objektiv, durch das Medium des anderen, einen wirklich schönen Abend verbracht haben. (Slavoj Žižek)

Die *Sitcom* lacht über sich selbst. Sie lebt von der namensgebenden Situationskomik, die Handlung ist ihr gegenüber sekundär. Man kann, egal, wann man einschaltet, lachen: Sie besteht aus *running gags* und ständigen Wiederholungen. Das Kunstwerk, das sich betrachtet, findet sich selbst lustig und nimmt dem Betrachter die Arbeit des Genießens ab. Nicht nur ist Lachen ansteckend, erzeugt eine Stimmung, in welcher der Witz zur Entfaltung kommen kann. Indem das Lachen außen angesiedelt und objektiv-öffentlicht, nicht privat-subjektiv ist, lacht der andere für uns, was man als wohlzuende Entlastung empfindet.

Eine weitere Spielart ist das Lachen über das Lachen selbst, über den lachenden Dummkopf, der das Gezeigte lustig findet und einem selbst in dieser Dummheit einen Grund zum Lachen gibt. Das ist der Fall bei ausgestellt schlechtem Humor. Den dummen Witz könnte man nicht genießen, wenn man keinen Genuß in dem Lachen über das dumme Lachen des anderen fände. Nach dem gleichen Prinzip funktioniert die Aufwertung des Kitsches durch Einbezug eines imaginären Trottels, der das *wirklich* gut findet.

Beim Dosengelächter nimmt der Betrachter eine »dritte Position« neben Akteuren und Dosengelächter ein (Hans Georg Nicklaus). Es kommt zu einer distanzierenden Beurteilung des Lachens. Wie der Chor in der griechischen Tragödie weint und die Emotion des Zuschauers für ihn übernimmt, *eleos* und *phobos* an Stelle des Publikums durchlebt, und ihn so von dieser Aufgabe befreit, funktioniert auch das Lachen der *Sitcom*. Es ist Entlastung und Erleichterung von den eigenen Affekten; es erleichtert ihr Durchleben.

Der Witz der *Sitcom* wird stets vom Lachen unterstrichen; er sagt sogleich: »Ich bin zum Lachen.« Und er sagt es unterschiedslos; alle Witze sind mehr oder minder vom gleichen Gelächter begleitet. Das Dosengelächter verhindert eine zu intensive, anstrengende Involvierung des Zuschauers. Die Affizierung mit dem künstlichen Gelächter befriedigt die Lust schnell und einfach; bereits das Hören des Lachens führt zur körperlichen Reaktion. Im Dosengelächter kann man Lachen-Lassen, ohne den Affekt zur Emotion, mit Freud gesprochen, »durcharbeiten« zu müssen. Man spart sich den Aufwand der Symbolisierung des Affektes für den virtuell immer anwesenden »Anderen«.

Auch die Werbung führt gerne den Genuß der Produkte vor und entlastet in diesem Moment den Zuschauer: Slogans nehmen die Reaktion vorweg. Der Erfolg des Super-Geil-Edeka-Spots expliziert dieses Prinzip. Er übernimmt die anstrengende Beurteilung der Produkte (»Sehr geiler

Dorsch übrigens, sehr geil) und führt in der Überspitzung der Darstellung einen virtuellen naiven Zuschauer vor, der sich dem Genießen umstandslos anschließt. Der reale Zuschauer lacht über den imaginären naiven Dritten, von dem er annimmt, dass er das Genießen des Super-Geil-Mannes glaubt.

Stellvertretende Dummheit

Niemand schaut die dämlichen Sendungen des Privatfernsehens und Niemand hat dem Zyklopen Polyphem das Auge ausgestochen. Im Verhältnis zum Privatfernsehen kommt eine List zur Anwendung, die grundlegend ist für das Phänomen der Interpassivität. Wer irgendeinen intellektuellen Anspruch erhebt, distanziert sich reflexhaft von den einschlägigen Doku-Soaps, den Talk- und Casting-Shows. Die Verleugnung, selbst Interesse an ihnen zu haben, schreibt dieses Interesse anderen zu. Diese anderen aber sind imaginär: »könnte es nicht sein, daß es Einbildungen

Es gibt viele solcher Illusionen für den »Anderen«: die Zauberei, der Weihnachtsmann, das Geschehen im Theater und Film. Immer ist virtuell jemand anderes präsent, der diese Illusion für bare Münze nimmt. Das »Subjekt, dem Wissen unterstellt wird« (Lacan) ist der Bereich des großen »Anderen«, der Bereich der symbolischen Institution. Daher ist auch das Private in gewissem Sinne immer öffentlich. Es ist immer eine Zuschreibung da, weil der »Andere« immer virtuell anwesend ist.

Sendungen wie »Switch« wiederum parodieren nicht nur die Zapping-/Switch-Form des Fernsehens, sondern zugleich auch seinen Inhalt. Sie entlasten zusätzlich noch von der Verarbeitung der vorgeführten Dummheit, indem sie sogar diese dem Zuschauer abnehmen. Das ist eine ungeheure Erleichterung für die eigenen Gefühle und Gedanken: »Indem ich meine intimsten Inhalte, meine Träume und Ängste an den Anderen ausliefere, öffnet sich ein Raum, in dem ich atmen kann: wenn der Andere für mich lacht, kann ich mich ausruhen« (Žižek).

In der symbolischen gesellschaftlichen Ordnung geht es primär darum, den öffentlichen Schein zu wahren; darum, Strukturen zu finden, welche die Menschen von den eigenen tiefsten Empfindungen und denen der anderen entlasten. Stellvertreter und Ersatzhandlungen wahren die Ordnung der Verhältnisse und sorgen im täglichen Umgang für Erleichterung. Floskeln verhindern gerade ein wahres Interesse am anderen, verhindern aber zugleich auch die Zudringlichkeit, die man selbst auf den anderen haben könnte, und bewahren einen selbst vor der Zudringlichkeit des anderen.

Pfaller unterscheidet zwischen ›höflichen‹ Kulturen des Augenscheins und ›ungezwungenen‹ Kulturen der inneren Gesinnung. Das Privatfernsehen wimmelt von Formaten, in denen es um die pein-

Literatur

Robert Pfaller, *Figuren der Erleichterung. Interpassivität heute/Aleksander Milosz Zieliński, Zur fundamentalen Rolle von Affekten für die Funktionsweise von interpassiven Medien/Fernando Ramos Arenas, Interpassivität und Cinéphilie. Film, Genuss und Ritual/Silvan Wagner, Stellvertretende Dummheit. Interpassivität im Vergleich zwischen Postmoderne und Mittelalter (Erec, Pferdebeschreibung), in: Robert Feustel, Nico Koppo und Hagen Schölzel (Hrsg.), Wir sind nie aktiv gewesen. Interpassivität zwischen Kunst- und Gesellschaftskritik (Berlin 2011).*

Slavoj Žižek, *Die Substitution zwischen Interaktivität und Interpassivität/ Robert Pfaller, Das Kunstwerk, das sich selbst betrachtet, der Genuss und die Abwesenheit. Elemente einer Ästhetik der Interpassivität/Hans Georg Nicklaus, Wenn zwei interagieren freut sich der dritte. Eine Analyse des Konservengelächters in den amerikanischen Sitzcoms, in: Robert Pfaller (Hrsg.), Interpassivität. Studien über delegiertes Genießen (Wien 2000).*

Robert Pfaller, *Ästhetik der Interpassivität* (Hamburg 2008).



gibt, die immer die der anderen sind, ohne jemals die eigenen Einbildungen von irgend jemandem zu sein?«, fragt Pfaller.

Um sich von den Sendungen distanzieren zu können, muss man schon über sie Bescheid wissen. Das in der Abwehr bekundete Interesse lässt sich legitimieren durch die interpassive Auslage rung der abgewiesenen eigenen Dummheit auf angenommene andere, auf naive Zuschauer, die unreflektiert dem Gezeigten gegenüberstehen. Es sind die Einbildungen der anderen, von denen sich die eigenen abheben können, auch wenn diese anderen eine Erfindung sind: »Die Einbildungen der anderen erweisen sich als Illusionen ohne Subjekt« (Pfaller).



lichste Innerlichkeit geht: Ausfluss einer Kultur der Gesinnung, die auf das Rohe, Unverstellte, Innerliche geht. Niemand soll mehr zivilisiert-distinguiert-höflich auftreten. Was das Soziale rücksichtsvoll regelt, wird negiert zugunsten eines scheinbar authentischen und dabei rücksichtslosen Umgangs. Was bleibt, ist vulgär. Dem Interpassiven dient der Genuss dieser neoliberalen Vulgarismen als Abwehr gegen die eigene Neigung, aus der Rolle zu fallen, die er sogleich wortreich restabilisiert.

Gregor Babelotzky

Das gepolsterte Dilemma

Es ist Mittwochnachmittag, in einer Woche muss die Hausarbeit beim Dozenten im Fach liegen. Die WG-Küche müsste mal geputzt, der Müll nach unten gebracht, ein paar Hühner aus Massentierhaltungen befreit, ein paar Ozonlöcher gestopft und die FIFA mit faulem Obst beworfen werden. Allem voran sind da noch die 23 ausgeliehenen Bücher, die statt unter dem Sofa seit drei Tagen im fesch designten Rückgabebereich der UB liegen sollten. Der Laptop auf der Decke schnauft wegen mangelnder Lüftungsmöglichkeit schon seit Stunden kläglich vor sich hin.

Und trotzdem sitzt das studierende Subjekt, das von der Last all seiner Pflichten nur noch tiefer in die Couch gedrückt wird, schon seit mehreren Stunden untätig in diesem gepolsterten Dilemma. Dreizehn Folgen *Scrubs* liegen zwischen der Gegenwart und dem Entschluss, sich eine Verschnaufpause zu gönnen.

Jetzt aber Schluss! Entschlossen haut das studierende Subjekt mit der Faust auf die Polsterlehne. Bummpf! Es ist bereits zwanzig vor fünf und der Tag hat noch nichts Ertragsreiches mit sich gebracht. Zwanzig vor fünf! Zwanzig vor fünf ... Zwanzig Minuten dauert eine Folge *Scrubs*. Zwanzig Minuten noch in diesen Kissen sitzen. Also gut: zwanzig Minuten noch – und dann werden den Ozonlöcher mit FIFA-Würdenträgern gestopft!

Ein paar Mausklicks und mehrere zwanzig Minuten später sind die Rückenschmerzen unerträglich geworden. Erschöpft wird der Laptop zugeklappt. Draußen ist es jetzt dunkel. Bevor das studierende Subjekt einschläft, fragt es sich noch verzweifelt, wie ihm wieder ein ganzer Tag durch die Finger schlüpfen konnte und warum überhaupt. Der Artikel überlässt das studierende Subjekt an dieser Stelle seinen schuldbewussten Träumen und versucht, der Frage im Folgenden alleine auf den Grund zu gehen:

Serielles Erzählen ist mitnichten eine Erfindung des 20. oder 21. Jahrhunderts. Wer als Kind in den Geschichten von Tausendundeine Nacht geschmökert hat, wird sich vielleicht entsinnen können, dass schon in der Rahmengeschichte König Schahriyâr den Cliffhangern verfällt, mit denen Scheherazade jede ihrer Geschichten beendet. Tausendundeine Nacht lang kann er sich nicht von seiner Abenteuer-Serie voller Wunderlampen, Räubern und sindbärtigen Seefahrern lösen. Letzten Endes kann Schahriyâr anscheinend überhaupt nicht mehr ohne seine *daily soap* leben und heiratet die Geschichtenerzählerin.

Freilich ist es bedenklich, die Tradition der Fernsehserien auf orientalischen Sagen zu begründen. Die Fernsehserie, wie wir sie heute kennen, hat ihren Ursprung viel mehr in den Radio-Seifenopern und den Fortsetzungsgeschichten in Zeitungen, nur dass die Narrativstrukturen seitdem in vielerlei Hinsicht an Raffinesse hinzugewonnen haben.

Die literaturwissenschaftliche Lupe

Unter der linguistischen Lupe betrachtet, lassen sich in der seriellen Erzählstruktur folgende Aspekte beobachten: Im Gegensatz zu dem für Filmdramen klassischen Handlungsbogen, der eine Exposition, die Zuspitzung des Konflikts, Höhepunkt und darauffolgenden Auflösung des Konflikts umfasst, sieht der Handlungsbogen von Fernsehserien ganz anders aus: Langwierige Expositionen können problemlos weggelassen werden. Keiner, der mehr als eine Folge *Dr. House* gesehen hat, würde sich über den Griesgram des Humpel-Pfiffikus mit der Miesepeter-Visage wundern oder von dem Chirurgen Todd (*Scrubs*) oder Barney Stinson (*How I Met Your Mother*) differenzierte Äußerungen zum Geschlechterverhältnis erwarten. Der Zuschauer kann ohne Umschweife ins Handlungsgeschehen einsteigen.

Über die Aneinanderreihungen von Staffeln und Serien spinnt sich der übergreifende Handlungsbogen, der die Grundkonflikte der zentralen Figuren umfasst: Kommen JD und Elliot endgültig zusammen? Bzw. kommen JD und Turk endgültig zusammen? (*Scrubs*) Wer darf sein royales Gesäß letztlich auf dem *Iron Throne* platzieren? (*Game of Thrones*) Wer ist die Mutter von Ted Mosbys gepeinigten Kindern? (*How I met your Mother*)

Diese Konflikte werden selbstverständlich in keiner der regulären Folgen aufgelöst, der Sog zum Weitergarten muss bestehen bleiben. Ebenso wichtig ist es, dass diese übergeordnete Spannungskurve flexibel und vor allem über unabsehbar viele Folgen und Staffeln verdünnt, gestreckt und kommerziell ausgewrungen werden kann.

Um diese übergreifenden Konflikte herum weben sich wiederum unzählige kleinere Handlungsbögen, die um die Hauptspannungskurve mäandern. Somit wird der treue Seriengucker des Öfteren durch Wiedererkennungseffekt belohnt und die Spannung durch immer neu aufwallende Motive erhalten. Hinzu kommt, dass Fernsehserien in den seltensten Fällen nur die Geschichte eines einzigen Helden erzählen. Aufgrund der Flexibilität des Handlungsverlaufs bezeichnet man diese Narrativform mit dem Namen *Flexinarrative*. Typischerweise treffen wir ein facettenreiches Menschenensemble, das Figuren unterschiedlichster Charaktereigenschaften aufweist, wie die Gruppe bei *How I met your mother*: Da gibt es den Hauptdarsteller, Ted, die wehleidige Wurst, seine gutherzige Mitbewohnerin Lily mit durchschnittlicher Körbchengröße, ihren gutgläubigen Freund Marshall ohne Körbchengröße, die gemeinsame Freundin Robin mit großer Körbchengröße und den Mann, der nichts anderes tut, als neun Staffeln lang Körbchengrößen zu kommentieren – es ist also für jeden etwas dabei.

Die kleine Befriedigung: Problemlösung

Dabei umfasst jede einzelne Folge einen eigenen kleinen Spannungsbogen, ein oder mehrere in sich geschlossene Problemchen, die auch über zwei oder drei Folgen gedehnt werden können, aber normalerweise passgenau auf die Sendezeit einer Episode zugeschnitten sind: Wie können JD und Dr. Cocks die Glühbirne aus dem Hinterteil eines Patienten entfernen? Am Ende der Folge erfahren wir, dass der Hausmeister die rettende Information zum Glühbirnenproblem liefert.

Psychologisch gesehen, ist es wichtig, dass uns am Schluss das Befriedigungsmoment geliefert wird: Ein Problem weniger, das gelöst werden muss. Der Zuschauer ist erleichtert, obwohl sich an seiner eigenen Situation – von der verstrichenen Zeit abgesehen – nichts verändert hat.

Gerade die Länge bzw. die Kürze der Folgen macht sie so gefährlich. Wenn unserem Gehirn in so kurzer Zeit ein Befriedigungsmoment beschert wer-

den kann, dann kann auch eine zweite, eine dritte Folge nicht schaden. Selbst die Unzufriedenheit, die aufkommt, sobald sich der Zuschauer vergegenwärtigt, dass seine eigenen Probleme sich nicht gelöst haben, kann dazu führen, dass wir weiter gucken, um diese Unzufriedenheit durch ein weiteres Befriedigungsmoment zu beseitigen.

In seinem *Zeit*-Artikel vom 30. Mai 2012 behauptet Johannes Thumfart, der Mensch habe sich soweit an das Fernsehen gewöhnt, dass er dem Konsum mittlerweile gewachsen sei und gelernt habe, sich in seinem Konsumverhalten zu mäßigen. Schwieriger sei es da, wo wir selbst die Dosis bestimmen können – so Thumfart. Das Internet bietet eine neue Herausforderung, die ein neues Maß an Selbstdisziplin verlange, das noch schwerer zu handhaben ist, weil wir hier selbst die Grenze ziehen müssen.

Soziale Inklusion

Spannend zu beobachten ist, dass durch die Synchronisation amerikanischer Fernsehserien von westlichen und manchen nicht westlichen Fernsehsendern eine Art transnationaler Serienkult erwächst. Gemeint ist damit nichts anderes als der Umstand, dass man als Heidelberger auf einer kanadischen oder guatemaltekischen Hausfete unangenehme Gesprächslücken mit Witzen oder Diskussionen aus dem gemeinsamen Kulturgut – den amerikanischen Serien – füllen kann. Denn selbst, wenn man augenscheinlich nichts gemeinsam hat, hat man in erstaunlich vielen Fällen doch eines gemeinsam – man teilt eine Art virtuellen Freundeskreis, und was könnte mehr Spaß machen, als die Meinungen über gemeinsame Freunde auszutauschen?

Und genauso ausgeschlossen, wie der, der eben keinen Anteil an diesem Freundeskreis hat, fühlt sich die bemitleidenswerte Person, der bei Namen wie *Scrubs* oder *Sex and the City* die australische Dornsteppe und Bordell-Ketten in den Sinn kommen. Das Bedürfnis nach Inklusion greift gut – wem würde es nicht auf die Nerven gehen, wenn dauernd Zitate geäußert werden, über die man nicht wirklich mitlachen kann – und das sogar auf internationaler Ebene.

In manchen Fällen können Serien durch kommerzielle Erfolge die Plasmabildschirme verlassen und als Fanartikel haptische Züge annehmen. *How I met Your Mother* ist dafür ein Beispiel, das durch seine transnationale Fangemeinde durch die Vermarktung von Serien-Artikeln wie dem *Bro-Code*¹ schon an in die Kategorie eines Hypermediums² kratzt.

Gefahrenpotential

Eine Schwäche für Serien ist immer dann besonders groß, wenn die eigene Welt überladen mit Problemen und unangenehmen Pflichten ist. Einer der signifikantesten Unterschiede zwischen den Serienwelten und der realen ist das Übermaß an Humor, das die Figuren bei ihrer Alltagsbewältigung an den Tag legen. Vielleicht erkennen wir in den überzeichneten Figuren auch Teilbestände unserer eigenen Probleme und genießen es, sie auf diese humorvolle Weise präsentiert zu sehen.

Ein anderer Effekt ist die Offerte, in eine Parallelwelt abzutauchen, die uns vertraut ist – durch die immer gleichen Handlungs-

orte und Handlungsmuster der Figuren, die wir liebgewinnen und möglicherweise besser kennen als die eigenen Mitbewohner. Wenn die WG von Sheldon und seinen *Big-Bang*-Brüdern aufgeräumter ist als die eigene, Bettpannen bei *Sex and the City* auf der Humor-Schiene verarbeitet werden und uns die epische Anfangsmusik von *Game of Thrones* in eine Welt ohne Abgabefristen für Hausarbeiten, komplizierte Wahlprogramme, Umweltverschmutzung und Nuklearwaffen entführt, wer könnte da widerstehen?

Die unterhaltende Beruhigungsspritze

Das ist alles nicht so schlimm. Es findet sich für alles eine Lösung, nicht nur für deplatzierte Glühbirnen, so das Gefühl, das wir beim Gucken der Serie möglicherweise genießen dürfen.

Schlamm ist, dass Serien gezielt benutzt werden können, um ganze Generationen von realen Problemen abzulenken. Die Serienlandschaft Chinas liefert in der Hinsicht ein beeindruckendes Beispiel. Intelligente Serien werden für intelligente Menschen gemacht. Man braucht, um kluge, systemkritische Menschen auszuschalten, schon lange keine Exekutivmacht, es ist so viel bequemer für beide Seiten, das studierende, reflektierende Subjekt auf eine gemütliche Couch zu verpflanzen und ihm viel unterhaltsamen Stoff zum Nachdenken zu geben.

Aber die Probleme bestehen weiter und selbst wenn sie in Serien thematisiert werden, lösen sie sich nicht dadurch, dass wir ihnen beim Flimmern auf den Bildschirmen zugucken. Wer bestimmt das Füllmaterial unserer Gehirnkapazitäten?

Mediokratie ist die radikale Version der Medien-demokratie. Eine Theorie, die besagt, dass Herrschaft nicht mehr durch die Parteien, sondern durch die Medien ausgeübt wird – Massenmedien. Die Medien bestimmen, was auf der Problemagenda der Menschen steht, die wiederum Einfluss darauf haben, was in Parlamenten besprochen werden soll und wie. Auch wenn der Begriff meistens eher in Bezug auf unsere einseitigen Nachrichtenmonopole verwendet wird, lässt er sich auch auf die ganze Unterhaltungs- und Ablenkungsindustrie ausweiten. Wen interessiert schon, ob China ganz Afrika aufkauft, wenn doch endlich ans Licht kommt, wer die Herzensdame von Ted Mosby ist?

Sind Serien böse? Sie sind so wenig gut oder böse wie mittelprächtige Fantasieromane oder Computerspiele. Ich möchte keinem das Vergnügen absprechen nach einem langwierigen Vorlesungstag das Hirngebäck bei derartigen Vergnügen zu lüften, hoffe aber, den Blick für die Raffinesse mit der diese Serien konstruiert sind, geschärft zu haben.

Klara Griep

Literatur:

Johannes Thurfart, *Die Zeit*, 30.05.2012.

Thomas Meyer: Mediokratie. Die Konsolidierung der Politik durch das Mediensystem.

Susanne Eichner: Transnationale Serienkultur.

Die Autorin möchte anmerken, dass bei der Produktion dieses Artikels zwar keine Tiere, aber zahlreiche Mitbewohnerinnen durch exzessive Serien-Recherche zu Schaden gekommen sein könnten.

1 Ursprünglich fiktives Regelwerk des fiktiven Barney Stinsons mit der Aussage »Bruder vor Luder«, jetzt als Taschen- und Hörbuch im Handel.

2 Ein Hypermedium bezeichnet ein Medium, das sich aus seinem ursprünglichen Bereich – in diesem Fall der Fernsehplasmashirm – herausgelöst hat und in anderen Bereichen unseres Alltagslebens auftauchen kann.

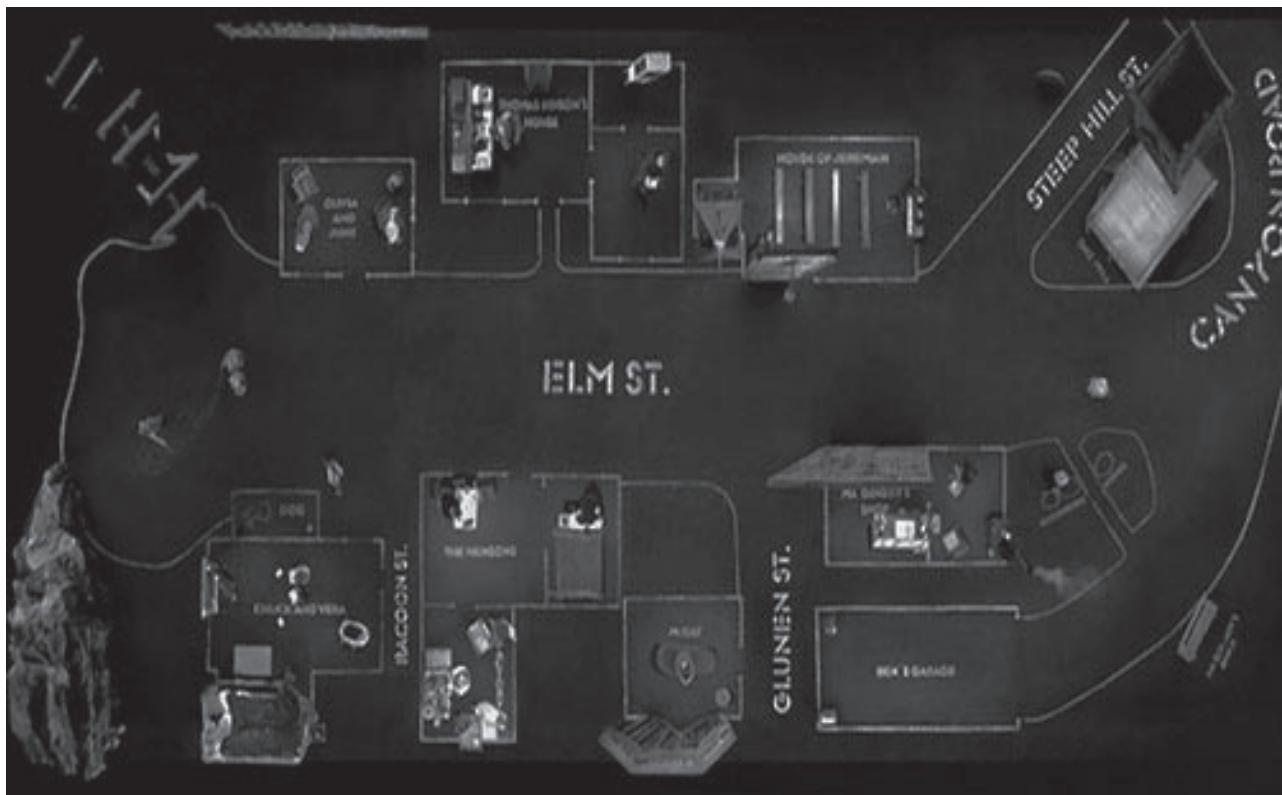
Lars von Triers ›Dogville‹: Theater vs. Film oder Theater im Film?

Gleich zu Beginn ihres Essays »Theater und Film« stellt Susan Sontag die Frage nach dem Unterschied dieser auf den ersten Blick eng verwandten Gattungen der darstellenden Kunst: Sind sie sich gar nicht so nah, wie man zunächst meinen möchte? Sind sie einander sogar entgegengesetzt? Im Theater geschieht alles *live*, weswegen die Schauspieler nicht die Möglichkeit eines zweiten Takes haben; gerade dies macht den Charme der theatralischen Atmosphäre aus. Als Zuschauer hat man die ganze Bühne frontal im Blick, während im Film die Sicht oft beschränkt ist und außerdem noch durch das Auge bzw. Kameraauge des Operators gelenkt wird. Die Möglichkeiten der Bühnen gestaltung sind im Theater begrenzt und man muss dabei auf andere Darstellungsformen ausweichen (was den Stücken natürlich keineswegs schadet), während es im Kino kaum einen Ort gibt, den man nicht auf der Leinwand darstellen könnte. Dabei arbeitet man mit allen Kräften daran, den Eindruck der Künst-

sion: in das ehemals blühende, jetzt von der Rezession gebeutelte Dorf Dogville.

Dogville – ein Dorf aus dem Märchenbuch

Die Geschichte ist in neun Kapitel unterteilt, was stark an die Gliederung eines Buchs gemahnt. Jedes Kapitel wird von einer ruhigen Erzählerstimme eingeführt, die zu Beginn des Films die Assoziation mit dem für Märchen typischen »Es war einmal ...« hervorruft. Dazu passt die Beteuerung des Erzählers, die Einwohner Dogvilles seien herzliche und gutmütige Menschen. Ihr Alltag ist zwar grau, ihre Bewegungen und Gesten scheinen oft mechanisch zu sein, es wird selten über Gefühle geredet, doch im Herzen sind es gute Menschen, die wir da auf



lichkeit im Film zu vermeiden, weil dadurch die Glaubwürdigkeit verloren geht, wogegen das Theater seine Künstlichkeit nicht verleugnen kann.

In seinem 2003 erschienenen Film *Dogville* definiert der dänische Regisseur Lars von Trier diese Grenze zwischen Film und Theater komplett neu bzw. verwischt sie auf eine Weise, die die oben genannten Unterscheidungen obsolet erscheinen lässt. Die Inspiration zu dieser Tragödie stammt von dem Seeräuber-Jenny-Song aus Brechts *Dreigroschenoper*: Jenny ist eine vom Leben gezeichnete Prostituierte; von den Menschen enttäuscht, schwört sie bitterböse Rache an allen, die sie ehemals auf welche Art und Weise auch immer erniedrigt und beleidigt haben. Von Trier überträgt die Handlung in die USA zur Zeit der Großen Depres-

der Leinwand sehen. Und nun taucht in diesem Dorf eine Fremde auf, die die Güte der Einwohner auf eine harte Probe stellt. Der Intellektuelle Tom ist der Erste, der Grace – so heißt die Fremde – in der Schlucht am Rande des Dorfes sieht. Von einer Gangsterbande bedroht und deswegen aus einer großen Stadt geflohen, sucht sie einen Ort, an dem sie sich vor ihnen verstecken kann. Tom strebt nach Ruhm und Anerkennung; er hofft, dass seine Schriften einmal weltbekannt sein werden, doch im Grunde tut er nichts dafür und schafft es nicht einmal, einen zusammenhängenden Text zu schreiben. So wie die anderen Einwohner ist er in Lethargie



erstarrt: Man *sollte* etwas ändern – nur wie? Darüber will sich keiner Gedanken machen, wozu auch, schließlich nehmen die Dinge doch irgendwie ihren Lauf. Es scheint, als ob die Bewohner in Dogville auf einen Schicksalsschlag von oben warten, der ihnen die Last der Entscheidung abnehmen würde.

Die theatricalischen Elemente des Films

Die ganze Handlung des Films spielt sich auf einer großen schwarzen Bühne ab, die man allerdings nicht nur frontal, wie es in einem Theater üblich ist, sondern auch durch die filmtypischen Aufnahmen von den Seiten und mehrmals aus der Vogelperspektive sieht. Sogar gemessen an den Standards einer Theaterraufführung sind die Dekorationen sehr karg: Es gibt keine Häuser, keine richtigen Wände, die meisten Gegenstände werden schlicht direkt auf den Boden der Bühne gezeichnet oder pantomimisch von den Schauspielern dargestellt. Diese Elemente verfremden das Geschehen und machen es abstrakt – der Zuschauer wird hierbei im Sinne Brechts tatsächlich der Handlung entgegengesetzt. Der theatricalische Minimalismus wird durch die Bewegungen der Kamera noch verstärkt: Diese begleitet die Schauspieler, bleibt aber in keiner Sekunde des Films statisch, was einem oft den Eindruck vermittelt, dass der Film mit einer Handkamera gedreht worden sei, wie es die Regeln des Manifestes *Dogma 95* erfordern. Lars von Trier war einer der vier dänischen Regisseure, die im Jahre 1995 dieses Manifest für die Filmproduktion verfasst hatten; allerdings musste er schon bald erkennen, dass die konsequente Einhaltung aller Regeln, die es aufstellt, eher utopisch ist. So gibt es keinen

einzigsten Film von Triers, der streng nach diesen Regeln gedreht wurde.

Durch die schwebenden Kamerabewegungen kann man das Örtchen Dogville und die Lebensumstände seiner Einwohner – wie durch das auf- und zugehende Kameraauge des Operators – sehr genau beobachten. Die filmtypische Linearität wird außerdem dadurch gebrochen, dass keiner der Schauspieler die Bühne verlässt, wenn er nicht im Fokus des Betrachters steht. Die minimalistische Kulisse – Häuser bspw. werden nur durch Striche auf der Bühne dargestellt – erlaubt es dem Zuschauer ständig, in deren spartanisch eingerichtetes Inneres hineinzusehen. Die Räume werden durch diese für die filmische Kunst untypische Theatralisierung einem Brettspiel und die Protagonisten Spielfiguren ähnlich gemacht.

Auf einen dramatischen Höhepunkt wird dieser Umstand in der Vergewaltigungsszene getrieben: Während Grace von ihrem Peiniger gequält wird, sehen wir durch die wiederholt eingesetzte Vogelperspektive der Kamera, wie alle Einwohner ihren Pflichten zu Hause nachgehen, arbeiten, sich amüsieren. Von Trier verwendet hier eine theatricalische Norm, die besagt, dass man nie aus der Rolle fallen darf, auch wenn das Zentrum des Geschehens bzw. der Spotlight gerade anderswo ist. Im Film bekommt die Anwendung dieser Norm freilich eine andere Funktion: Sie verdeutlicht die Gleichgültigkeit, das Desinteresse daran, was im Nachbarhaus vor sich geht. Solange die Gewalt nicht mir angeht wird, geht es mich nichts an, lautet das Motto. Das heißt aber auch, dass der Regisseur jedem einzelnen Einwohner eine Mitschuld an dem Verbrechen zuschreibt.

Ein Film im Zeichen bester theatricalischer Tradition?

Generell steht *Dogville* im Zeichen der theatricalischen Tradition Europas: Zwar werden die aristotelischen Einheiten nicht komplett eingehalten, auch das Mimetische, das die Zuschauer am Ende eines Stücks zu einer Katharsis bringen sollte, wird schon

durch die minimalistische Kulisse aufgehoben. Doch als nach der ersten Vergewaltigung die Stimmung im Dorf umkippt und sich gegen Grace wendet, als nach und nach die Grausamkeit der Bewohner ans Licht kommt, fühlt man sich als Zuschauer interessanterweise nicht mehr außerhalb, sondern direkt in die Handlung hineinversetzt. Von Trier macht Anleihen bei der klassischen griechischen Tragödie, beim epischen Theater Brechts und beim Naturalismus des norwegischen Dramatikers Henrik Ibsen. *Dogville* ist eine Art *Puppenhaus* in dem Nora-Grace wegen ihrer Gutmütigkeit von den Mächtigeren ausgenutzt und ausgebeutet wird. Sie ist eine Märtyrerin, wie sie sehr typisch ist für viele Protagonistinnen Lars von Triers, sei es Selma in *Dancer in the Dark* oder Bess in *Breaking the Waves*. Sie alle opfern sich und appellieren dabei an die Gutmütigkeit der anderen. Grace verliebt sich zunächst in Dogville, doch bald erkennt sie, dass die Liebe, die die Einwohner ihr angeblich entgegenbringen, nur gespielt ist: Das wahre Gesicht der Gemeinschaft kommt zum Vorschein. Von den Frauen drangsaliert und wirtschaftlich ausgebaut, von den Männern zu einer Sexsklavin gemacht, entscheidet sie sich, anders als Jenny in Brechts *Dreigroschenoper*, tatsächlich dafür, Rache zu nehmen, ohne dabei Gnade oder Barmherzigkeit zu zeigen, wie ihr Name hätte vermuten lassen können. Das ganze Dorf wird dabei dem Erdboden gleich gemacht, seine Einwohner allesamt erschossen.

Im Laufe des Films wird immer deutlicher, dass es im Grunde egal ist, wo und in welcher Zeit sich die Handlung abspielt: Abstraktion und Schematisierung der erzählerischen Mittel legen am Ende den Schluss nahe, dass diese Geschichte überall und jederzeit passieren könnte. Die aus expressionistischen Theaterstücken bekannten typisierten Figuren, die hier überraschenderweise perfekt auf eine Leinwand übertragen wurden, stellen nicht nur Amerikaner dar, sie können für jedes Volk der Welt stehen.

Alles in Allem ist *Dogville* kein gefilmtes Theaterstück: Es ist vielmehr ein Versuch, diese zwei Kunstgattungen effektvoll miteinander zu vermischen. So wird deutlich, dass Theater und Film durch eine Symbiose eine viel stärkere Wirkung auslösen können als jede Kunstgattung für sich. Der Film löst am Ende mit Hilfe seines epischen Charakters auch die aristotelische Forderung nach einem kathartischen Moment ein. Vielleicht ist das gerade der Verdienst dieser einzigartigen Mischung von Theater und Film.

Natalia Lakman



In seiner berühmten Abhandlung *Laokoon* schreibt Lessing über die Grenzen der Kunst. Er sagt, dass es der Malerei, der bildenden Kunst, verboten sei, Schmerz und Leid authentisch darzustellen, weil es bei ihr um die Abbildung des Reinen und Schönen gehen und das Hässliche keinen Platz finden sollte.

Nun ist das Medium des Films keine Malerei, hier wird nicht nur abgebildet, sondern auch erzählt und somit gelten andere Regeln. Die Frage nach dem, was gezeigt werden darf, besteht aber dennoch. Nachdem Pasolinis letzter, bis heute berüchtigter Film *Salò* in die Kinos kam, veröffentlichte der Journalist Karl Korn in der FAZ eine Kritik mit dem Titel *Die Grenzen des Darstellbaren*. Darin schreibt er, dass dieser Film das Maß dessen, was gezeigt werden dürfe, weit überschreite. Wie weit darf ein Film nun gehen? Darf man Gewalt ausführlich zeigen? Pascal Laugier beantwortet die Frage in seinem Horrorfilm *Martyrs* (2008) eindeutig: Man darf nicht nur, man muss!

Martyrs ist einer der ›Skandalfilme‹ der letzten Jahre. Bei seinem Erscheinen bekam er eine Freigabe von 18 Jahren, eine Wertung, die in Frankreich sonst nur pornographischen Filmen vorbehalten ist und praktisch einer Zensur gleichkommt. Schließlich sorgte die Kulturministerin Christine Albanel dafür, dass *Martyrs* die Freigabe bekam und somit auch in normalen Kinos gezeigt werden durfte. Aber was ist nun an diesem Film, dass er für solch eine Diskussion sorgt? Wie schrecklich kann ein Film schon sein, in Zeiten, in denen wir doch schon alles gesehen haben? Es gibt sicher Filme mit einem höheren Gore-Gehalt, Filme, in denen mehr Blut fließt. Dennoch trifft dieser hier viel härter. *Martyrs* ist kein alberner Splatterfilm über Dämonen, geisteskranke Hinterwäldler oder sadistische Psychopathen, kein voyeuristischer Tortureporn, sondern eine Studie über Schmerz und Gewalt, die weit über die Grenzen des Genres hinausgeht.

Die Handlung klingt zunächst banal: Die junge Lucie wird schwer misshandelt in einem Industriegebiet gefunden und in ein Heim gebracht. 15 Jahre später glaubt sie, in der Zeitung ein Bild ihrer Peiniger gefunden zu haben. Gemeinsam mit ihrer Freundin Anna fährt sie zu ihrem Haus, wo sie sich rächen will. So weit, so bekannt. Doch was als simpler Rachefilm anfängt, wird

zu einer – und hier muss dieses Modewort einmal verwendet werden – filmischen Grenzerfahrung, zu einer Auseinandersetzung mit Gewalt und ihren Folgen, die einen völlig unvorbereitet trifft und so manchen Zuschauer sicher fassungslos zurücklässt.

Zeugen der Gewalt

Filmische Gewalt ist nichts Neues und immer wieder sorgten Filme für Skandale und Proteste. Von Hitchcock bis Haneke, von Carpenter bis Pasolini – all diesen sehr unterschiedlichen Regisseuren wurde Gewaltverherrlichung vorgeworfen, ihre Filme wurden teilweisezensiert oder sogar verboten. Im Horrorfilm wird dies mitunter sogar benutzt, um den Film zu verkaufen. Das Schlagwort ›Skandalfilm‹ ist die beste Werbung. Auffällig ist auch, wie sehr sich die Wahrnehmung der filmischen Gewalt verändert hat. Die berühmte Duschszene in *Psycho*, für das heutige Publikum völlig harmlos, löste damals einen riesigen Skandal aus. Interessant ist, wie sich Hitchcock damals rechtfertigte. Er sagte, die Brutalität, mit der Janet Leighs ermordet würde, sei notwendig für den Film.

Nun lassen sich *Martyrs* und *Psycho* kaum miteinander vergleichen. Die Art von *suspense* wie Hitchcocks Thriller sie liefert, ist in *Martyrs* nicht zu finden. Aber in einem Punkt sind sie sich doch ähnlich: Die beinahe unerträglichen Gewaltszenen sind wichtig für den Film. Regisseur Laugier blendet nicht vorher ab; er zeigt jeden Schlag, jeden Schnitt ganz genau, er zeigt dem Zuschauer Dinge, die er lieber nicht sehen würde. Diese Inszenierung von Gewalt tut weh, aber sie ist konsequent. Und Konsequenz ist für einen Film, der die Folgen von Gewalt zeigen möchte, unabdingbar. Im Gegensatz zu anderen gewalttätigen Filmen wird diese hier nicht stilisiert oder gar ästhetisiert. Wo etwa Quentin Tarantino blutige Morde so darstellt, dass wir sie als Zuschauer beinahe als ästhetisch, zumindest als *stylistisch* empfinden können, da geht Laugier einen anderen Weg. Er zeigt Gewalt, so wie sie ist: Roh, brutal und schrecklich.

Das wird schon sehr früh im Film deutlich: Als Lucie ihre Peiniger wiedererkennt, beobachten wir als Zuschauer, wie aus dem einstigen Opfer eine Täterin wird: Sie richtet ein unvorstellbares Blutbad an, bei dem sie nicht einmal die noch jugendlichen Kinder verschont. Hätte Laugier hier besondere Kameraeinstellungen verwendet oder die Bilder auf irgendeine Weise verfremdet, hätte man sie sicher leichter ansehen können. Aber er besteht darauf, die Dinge so zu zeigen, wie sie sind.

Dieses Miterleben klingt schon im Titel an: Sicherlich denken wir bei »*Martyrs*«, also »Märtyrer«, zunächst an den religiösen Begriff, an einen Gläubigen, der auf Grund seines Glaubens auf qualvolle Weise getötet wird. In *Martyrs* ist der Begriff nicht primär im religiösen Sinne gemeint. Das Wort kommt aus dem Griechischen und heißt übersetzt »Zeuge«. Das ist zunächst natürlich innerhalb des

Films wichtig, die Protagonisten werden hier zu Zeugen, wenn auch nicht im juristischen Sinne (was bezeugt wird, erfahren wir erst ganz am Schluss und es soll hier nicht gesagt werden, um dem Film nicht seine Wirkung zu nehmen). Doch auch wir als Zuschauer bekommen diese Rolle: Wenn ein Zeuge ein unfreiwilliger Beobachter von etwas ist, dann werden wir zu Beobachtern der Qual. Natürlich nicht unfreiwillig, wir haben uns ja schließlich entschieden, den Film anzusehen, aber wir werden doch dazu gebracht, das anzusehen, was wir nicht sehen wollen.

Mitleiden

Martyrs weidet sich nicht an der Gewalt, der Film präsentiert sie nur. Es geht nicht, wie in zahllosen anderen Genrefilmen, die von sich behaupten, der schlimmste, verstörendste und grausamste Film ever zu sein, um Voyeurismus, nicht um die Lust an Gewalt und Blut, sondern darum zu zeigen, welche Auswirkungen körperliche Gewalt auf den Menschen haben kann. *Martyrs* zeigt uns, wie leicht ein Mensch gebrochen werden kann, wenn man ihn nur einsperrt und lange genug auf ihn einprügelt. Außerdem verzichtet er auf die sonst so üblichen sexuellen Motive. Die Gewalt ist hier nicht sexuell motiviert, Lust hat in dieser Welt keinen Platz. Das wird auch deutlich, als Anna versucht, Lucie zu küssen. Der Kuss wird abgeblockt, auf eine erotische Szene zwischen den beiden hübschen Frauen, wie man sie sonst ständig im modernen Horrorfilm findet, wird verzichtet. Leidenschaft kann hier nicht stattfinden.

Es handelt sich nicht um den ekstatischen Blutrausch eines Wahnsinnigen, sondern um eine genau durchdachte und zielführende Tortur. Und die ist viel schwerer zu ertragen als jedes Gemetzel. Im letzten Drittel des Films sehen wir eine junge Frau, die in einem Keller an einen Stuhl gefesselt wird. Dann folgt eine beinahe unerträglich lange Sequenz, die im Wechsel zeigt, wie sie geschlagen und dabei mit Brei zwangsernährt wird. Dabei können wir beobachten, wie sie immer mehr zerbricht. Natürlich physisch, aber auch psychisch. Dadurch, dass diese Szenen, die auf 15 Minuten ausgedehnt sind, wortlos ablaufen, bekommen sie eine besondere Intensität, die sonst in Genrefilmen äußerst selten ist.

Und noch etwas unterscheidet *Martyrs* von anderen Horrorfilmen: Hier gibt es keine Auflockerung, keine Späße, die den Albtraum erträglicher machen würden. Der Film ist kalt und lebensfeindlich. Genau wie die Peiniger des Films arbeitet er präzise, systematisch und gnadenlos. Hier gibt es keine Erlösung, keine Befreiung. Hier existiert keine Menschlichkeit und keine Gnade. Dass ein Film kein Happy End hat, ist, gerade im Horror, nicht unbedingt neu. Die völlig unvorhersehbare Schlusspointe, die den gesamten Film noch einmal auf eine neue Ebene hebt, dürfte jedoch selbst bei hartgesottenen Horrorfans für ein unangenehmes Gefühl sorgen, das auch nach dem Abspann nicht nachlassen und noch einige Zeit anhalten wird. *Martyrs* macht keinen Spaß, es ist kein Film für eine lustige Runde, er bietet nicht in diesem Sinne Unterhaltung. Und dennoch ist es ein wichtiger Film, vielleicht der wichtigste Horrorfilm der letzten Jahre. Denn er beweist, das Horror mehr sein kann als reines Gruseln und Erschrecken (wobei er auch auf dieser Ebene funktioniert). Der Film schafft es, dass der Zuschauer tatsächlich mit den Protagonisten nicht nur mitfühlt, sondern tatsächlich mitleidet. Er zwingt uns dazu, durchzuhalten. Dadurch wird *Martyrs* zu einem Erlebnis, das Klassiker des Genres wie *Hostel* und *Saw* nicht ansatzweise liefern können.

Julius Neugebauer

schwarzweiss

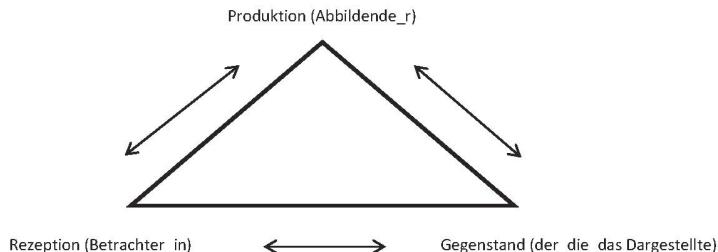
schwarz weiss

Repräsentation, die; -,-en [von lat. *repraesentare*, »vergegenwärtigen, vor Augen stellen, nachahmen«] 1. Vertretung der Gesamtheit einer Gruppe durch Einzelne oder eine Gruppe von Personen (z.B. politische Delegation); 2. (bildungssprachlich) Darstellung, Abbildung.

»Every regime of representation is a regime of power formed, as Foucault reminds us, by the fatal couplet ›power/knowledge.‹ (Hall, »Cultural Identity and Diaspora« 226).

Während im Deutschen im allgemeinen Sprachgebrauch hauptsächlich die erste Bedeutung von Repräsentation geläufig ist, spielt in der postkolonialen Theorie gerade die Doppelbedeutung des Begriffs eine entscheidende Rolle, denn Repräsentationen (Abbildungen, Darstellungen) sind repräsentativ (treten an die Stelle dessen, was sie beschreiben). Das heißt, wer die Darstellungsmacht besitzt, hat ebenfalls Deutungshoheit und Gewalt über die Wissensproduktion.

Der Prozess der Repräsentation setzt sich aus drei Aspekten und Akteuren zusammen: Gegenstand, Produktion, Rezeption. Diese triadische Relation entspricht der Semiotik, weswegen Stuart Hall in seinem wegweisenden Essay über »The Work of Representation: Cultural Representation and Signifying Processes« (1997) zunächst die Logik der Repräsentation anhand der Mechanismen von Bedeutungsproduktion durch Sprache und linguistischer Theorie nach Saussure nachzeichnet. Sprache, als zentrales Medium der Produktion und des Austausches von Bedeutung, macht für Hall die Funktion und das Wirken von Repräsentation zur Konstituierung von Kultur deutlich. Nach Foucault ist die Abwesenheit des Darzustellenden ein Grundprinzip der Repräsentation, da letztere an dessen Stelle tritt, es verdrängt – und so dessen »notwendige[s] Verschwinden« erzwingt und eine Leere erzeugt (Foucault, *Die Ordnung der Dinge* 1999: 45). In dieser Konstellation liegt das problematische Verhältnis von Repräsentation und ›Wirklichkeit‹.



Repräsentation ist ein zentrales Mittel der Produktion und Verbreitung von Wissen, und somit eine der zentralen Praktiken zur Produktion von Kultur (verstanden als geteilte Bedeutungen/geteiltes Wissen). Agenten der Repräsentation sind dabei diejenigen, die andere repräsentieren (z.B. im politischen Sinne), aber auch solche, die als repräsentativ für eine Gruppe angesehen werden, indem sie deren spezifische Eigenschaften verkörpern. Mit dem Begriff der »burden of representation« (Last der Repräsentation) sprach der britische Kulturwissenschaftler Kobena Mercer (1990) das Missverhältnis an, das entsteht, wenn in einer

Gesellschaft nur einzelne Stimmen aus einer marginalisierten Gruppe öffentlich wahrgenommen werden und diesen dadurch ein repräsentativer Charakter für die gesamte Gruppe zugesprochen wird. Mit dieser Last hängen oft sehr spezifische Vorstellungen davon zusammen, wie und worüber solche ›Vertreter_innen‹ sprechen können und sollen: eine Debatte, die beispielsweise über Literatur und Filme von Migrant_innen nicht nur in Deutschland immer wieder geführt wird.¹ Auch in der wissenschaftlichen Wissensproduktion greifen ähnliche Mechanismen, wenn in der Forschung auf Basis einer ›repräsentativen Studie‹ generalisierte Aussagen über ein deutlich größeres Feld abgeleitet werden als nur über die untersuchten Objekte.

Um den Fragenkomplex, wer für wen und auf welche Weise spricht oder sprechen kann, dreht sich der Diskurs, den Stuart Hall als »politics of representation« beschreibt. Hier werden – besonders im Zuge der *identity politics*² seit den 1960er Jahren – die Fragen diskutiert, aus welcher Perspektive über welche Themen gesprochen wird, was eine ›authentische‹ Sicht ist, sowie welche Bilder mit welcher Wirkung (re)produziert werden. Darstellungen sind niemals rein-mimetische ›Abbildungen der Wirklichkeit‹, vielmehr haben sie bedeutungskonstituierenden Charakter; sie tragen entscheidend dazu bei, Identitäten und soziale Realitäten zu konstruieren. Da die Selektivität und Ausschnitthaftigkeit von Repräsentationen meist unhinterfragt bleibt, ist die Frage nach der Darstellung (sozialer Minderheiten oder unterprivilegierter Gruppen im Besonderen) ein zentrales kultur- (und wissenschafts-)politisches Anliegen und Machtinstrument.

- 1 Siehe die Aussage der britischen Bestsellerautorin Zadie Smith (2000), die sich gegen eine Kategorisierung ihrer Romane aufgrund ihrer Hautfarbe oder ihres Geschlechts weigert und die Rolle des Sprachrohrs für eine bestimmte Gruppe ablehnt: »Why would you limit writers of any ethnicity or gender to be a sex or class politician and give freedom to white writers to write about absolutely anybody?«
- 2 Der Begriff der ›identity politics‹ bezeichnet politische Bewegungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wie die Schwarze Bürgerrechtsbewegung in den USA, die zweite Welle des Feminismus oder die schwul/lesbischen Bewegung, die sich jeweils auf eine gemeinsame Identität basierend auf Differenz und der geteilten Erfahrung von Unterdrückung und Marginalisierung als Resultat dieser Differenz berufen. Bezeichnenderweise spielt auch innerhalb solcher Bewegungen die Frage der Repräsentation eine entscheidende und sehr umstrittene Rolle.

Schwarze Afghanen und weibliche Nebenrollen.

Warum Bilder von betenden Muslimen vor Gabelstaplern schwierig sind



Aus Tatort »Schwarzer Afghane«, ausgestrahlt am 17. März 2014

In ihrer Comicserie »Dykes to Watch Out For« führte die Cartoonistin Alison Bechdel 1985 einen Test zur Rolle von Frauen in Filmen ein. Sie legt als Kriterium folgende Frage an die untersuchten Filme an: Spielen mindestens zwei Frauen mit, die in einer Szene eine Unterhaltung führen, in der es nicht um Männer geht? So verblüffend die Ergebnisse dieses Tests ausfallen, ist er nicht auf alle Filme anwendbar und sagt noch nichts über einen möglichen gendergerechten Inhalt aus. Eine Erfüllung der Bechdel-Kriterien garantiert keinen sexismusfreien Film. Weiterführende Debatten haben darüber hinaus die Rollen von Frauen im Spielfilm kritisiert. Beispielsweise seien weibliche Figuren meistens in Nebenrollen zu sehen, haben keine identifizierbaren Ziele und seien in 25% der Fälle »unangemessen« gekleidet.

Diskriminierende Muster lassen sich auch bezüglich Rassismus im Film erkennen. In US-amerikanischen Produktionen spielen Afroamerikaner_innen meist lustige oder kriminelle Rollen, Asiat_innen kommen noch seltener vor und dann häufig im Rahmen von Martial-Arts-Szenen oder als Arme in China-Town. Auch in deutschen Filmen finden sich viele Formen des unterschwülligen Rassismus. Hierzulande beklagten sich jüngst zahlreiche Schauspieler_innen darüber, nur für stereotype Rollen – Kriminelle »Ausländer«, Reinigungskraft, Zigarettenverkäufer – engagiert zu werden.

Für das Publikum ist die schwarz-weiße Darstellungsweise eine Verständnishilfe. Die Handlung und Charaktere sind einfacher nachzuvollziehen, wenn sie bekannten Stereotypen entsprechen und nicht differenziert dargestellt werden.

Die Bedeutung von Stereotypen im »Tatort«

Bilder sind in der Produktion von Stereotypen eigenständige Akteure. Rassismen und Sexismen werden durch sie nicht nur reproduziert, sondern auch hergestellt. Wie dies genau funktioniert, zeigen wir weiter unten anhand einer Bildanalyse aus der Tatortfolge »Schwarzer Afghane« vom 17. März 2013.

Die vom MDR produzierte Folge siedelt die Charaktere nicht in einem fiktiven Raum an, sondern in Stadtteilen und gesellschaftlichen Gruppen Leipzigs, die Gegenstand aktueller stadtpolitischer Debatten sind. In der sächsischen Stadt laufen seit Jahren Diskussionen, in welchen Einwohner_innen aus rassistischen Motiven kriminalisiert und diskriminiert werden.

Gegen ein geplantes Flüchtlingsheim in Schönefeld führten Bürger_inneninitiativen ins Feld, dass eine vermeintlich zu erwartende ansteigende Kriminalitätsrate eine Bedrohung für die deutschen Kinder der benachbarten Schule bedeute.

Vor diesem realen Hintergrund platzierten die Macher_innen des Tatorts den kriminellen Handlungsräum der Episode in einem muslimischen Milieu. Ein afghanischer Student plant ein Flugzeug mit Fracht für Afghanistan – darunter auch geschmuggelte Drogen – mittels selbstgebauter Bomben zu sprengen. Bei der Vorbereitung seines Terroranschlags bringt er mehrere Menschen um. Der kriminelle Plot handelt also von Islamismus, Terrorismus und Drogenhandel.

Ressentiments im Bild: Betende Muslime

Ein Bild, welches sich im Tatort »Schwarzer Afghane« wiederholt, ist das betender Muslime. Auch wenn die Einstellungen nicht gleich sind, ist doch das Verbindende der Darstellungen die Entfernung, mit der die Zuschauer_innen auf die Betenden blicken. In dem hier abgebildeten Beispiel werden sie von hinten gezeigt, ihre Gesichter sind somit unkenntlich.

Die Repräsentation der »Anderen« – hier »offensichtlich« Afghanen – erfolgt durch die Gegensätzlichkeit von Gebet und technischem Apparat. Ins Auge sticht, nicht nur in diesem Bild, vor allem ein Gabelstapler, der einerseits Assoziationen von »harter Arbeit« hervorruft, andererseits das Gebet konfrontiert. Insofern geraten die Afghanen in den Verdacht, ihre Arbeit zu Gunsten des Glaubens liegen zu lassen.

Durch die Anonymität der Betenden können sich die Bilder in rassistische Debatten des Unbekannten, die sich in extremer Form in z.B. antimuslimische Ressentiments steigern, einschreiben. Psychologisch argumentiert, verhindert die fehlende Nähe ein Verstehen, ein Einfühlen. Die subtile Ferne der Dargestellten folgt somit gleichzeitig kulturellen Stereotypen und entfaltet eine weitere Qualität: Das Bild agiert *in den* Zuschauer und formt so – nicht bewusste – Einstellungen mit.

Die Analyse verdeutlicht, dass Bilder in Filmen Botschaften vermitteln, die auf offensichtlicheren Ebenen wie der des Plots oder der Dialoge nicht ausgedrückt werden können. Ein kritischer Blick auf diskriminierende Elemente in Filmen muss also neben den eingangs dargestellten inhaltlichen Ebenen auch das Bild als eigenständigen Akteur mit einbeziehen. Nur in dieser Gesamtheit lassen sich nicht bewusst wirkende Stereotype erkennen.

Jan Diebold, Philmon Ghirmai und Ingo Sommer
für schwarzweiss

Über Wissenschaft und Verantwortung

ist ein Lernen aus der Geschichte möglich? Diese Frage stellt sich in vielen politischen und gesellschaftlichen Bereichen. Gerade auch im Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik und besonders mit Blick auf den Nationalsozialismus ist dieser Aspekt immer wieder kontrovers diskutiert worden und verdient bis heute besondere Aufmerksamkeit. Damit verbunden sind sowohl die Handlungsmöglichkeiten von Wissenschaftlern in Diktaturen, aber auch die generelle Verantwortung, welche die Wissenschaft gegenüber den politischen Folgen trägt, die aus ihrer Forschung erwachsen können. Um einen Beitrag zu dieser Diskussion zu leisten, stellen wir drei biographische Beispiele vor aus zwei wissenschaftlichen Fachbereichen, der Medizin und der Geschichtswissenschaft. Allen drei Personen ist gemein, dass es ihnen nach ihrer Tätigkeit im Nationalsozialismus gelang, in der Bundesrepublik als Wissenschaftler erfolgreich Fuß zu fassen.

Lothar Stengel von Rutkowski

»Vererbung, Bevölkerungspolitik, Rassenkunde und Anthropologie haben nichts mit Antisemitismus und der Hybris ‚Herrenrasse‘ zu tun. Das alles sind Verunglimpfungen nach 1945.« So zumindest behauptete es Dr. Lothar Stengel von Rutkowski, Humangenetiker und Rassenhygieniker, rückblickend in einem privaten Brief von 1989 über seine Tätigkeit während der nationalsozialistischen Zeit.¹ Gab es also keinen Zusammenhang zwischen der wissenschaftlichen Forschung während des »Dritten Reichs« und der nationalsozialistischen Ideologie? Gibt es so etwas wie »reine Wissenschaft«, die ganz unabhängig von ihrem politischen Umfeld betrieben wird? Rutkowski glaubte immer an den gesellschaftlichen Auftrag, den die Medizin hat, zu heilen und zu helfen.² Doch in seiner Logik als überzeugter Nationalsozialist der ersten Stunde, als Mitglied der NSDAP, der SS und als Mann mit guten Kontakten zur NS-Führungsriege, bedeutete dieser Auftrag eben auch, die »rassenhygienische Gesundheit des Volkskörpers« zu sichern.³ Diese Selbstlegitimation reichte so weit, dass er in zahlreichen Schriften die Euthanasie verteidigte und zuließ, dass man seine eigene Schwester, bei der Schizophrenie diagnostiziert worden war, dieser zum Opfer werden ließ.

Zwar änderte sich die politische Lage nach 1945, jedoch wurde Rutkowski entnazifiziert und 1958 als Leiter des Gesundheitsamtes in Korbach nahe bei Kassel angestellt.⁴ Seinen Überzeugungen zum Trotz war es ihm also gelungen, seine wissenschaftlichen Leistungen als Mediziner auch diesem neuen, demokratischen Regime erfolgreich anzubieten. Weil seine Fertigkeiten gebraucht wurden, fragte niemand nach seinen Handlungsspielräumen, beispielsweise als Gutachter bei Zwangssterilisationen. Stattdessen wurde er eher als Dichter von Naturlyrik bekannt.⁵

Muss ein Wissenschaftler überhaupt Verantwortung übernehmen außer für die Richtigkeit seiner Forschungsergebnisse? Oder trägt der Wissenschaftler auch Verantwortung für das, was seine Forschungsergebnisse in einer Gesellschaft bewirken und für das, wofür sie gebraucht und missbraucht werden? Schauen wir uns das Beispiel

Ottmar Freiherr von Verschuer an, der u.a. eine positive Kritik zu Rutkowskis Habilitationsschrift und Bestseller *Was ist ein Volk?* schrieb.

Otmar Freiherr von Verschuer

Der Mediziner Otmar Freiherr von Verschuer begann seine Forschungsarbeit im Gebiet der Erblehre und Eugenik schon in der Weimarer Republik. Im Nationalsozialismus war er einer der prominentesten jüngeren Mitglieder der rassenhygienischen Bewegung Deutschlands.⁶ Als ranghoher Institutsleiter des Kaiser Wilhelms-Instituts in Berlin wollte er wissenschaftlich beweisen, dass man durch Auslese zu einem besseren Volk gelange. Organe und Blutproben für diese Forschungen erhielt er unter anderem von seinem Doktoranden Josef Mengele, dem »Lagerarzt« in Auschwitz, der dort Menschenversuche durchführte. Kurz vor Eintreffen der Alliierten 1945 tauchte Verschuer unter. Er nahm Material aus seinem Institut mit, um damit später weiter zu forschen. Dies wurde ihm durch die Mobilisierung einflussreicher Wissenschaftler, die seine Unschuld bezeugten, ermöglicht. Nach 1945 galten viele Wissenschaftler als Produzenten von wertneutralen Forschungsergebnissen und wurden, wie auch Verschuer, als Mitläufere eingestuft. Die heutige Geschichtswissenschaft stellt diese Annahme einer »technokratischen Unschuld«⁷ der Wissenschaftler, wie der US-amerikanische Wissenschaftshistoriker Mitchell Ash es bezeichnet, in Frage.

Denn beeinflussen sich Wissenschaft und Politik nicht immer? So schrieb Verschuer beispielsweise in seinem Buch *Erbpathologie* 1934: »Die Aufgabe der Staatsmedizin ist heute: Pflege des Volkskörpers durch Bewahrung und Förderung des gesunden Erbgutes, durch Ausschaltung des krankhaften Erbgutes und durch Erhaltung der rassischen Eigenart unseres Volkes – durch Erbpflege und Rassenpflege.«⁸

Allein der Begriff »Staatsmedizin« macht deutlich, dass Politik und Wissenschaft zusammenhängen. Verschuers Spezialgebiet, das er trotz Regimewechsel verfolgen konnte, war die Zwillingsforschung. 1954 veröffentlichte er eine Studie über seine mehr als 20 Jahre andauernde Zwillingsforschung, die sowohl Ergebnisse von Menschenversuchen aus Auschwitz als auch Untersuchungen von Zwillingen in der Bundesrepublik Deutschland enthielt.⁹ Es gelang ihm also auch in einem demokratischen System den Wert seiner Forschung erfolgreich darzulegen. Ash nennt diesen ständig neu ablaufenden Aushandlungsprozess »Multivalenz«.¹⁰

Dass Verschuer dabei erfolgreich war, belegt seine Professur für Humangenetik, die er 1951 in Münster erhielt.

Theodor Schieder

Beim dritten Beispiel handelt es sich um den Geschichtswissenschaftler Theodor Schieder. Er gilt als einer der wichtigsten und einflussreichsten Neuzeithistoriker. Bis zu seinem Tod im Jahr 1984 hatte er viel erreicht: An der Universität Köln war er zuerst Dekan der Philosophischen

Fakultät, bevor er zum Rektor ernannt wurde. Er gab die *Historische Zeitschrift* heraus und war Präsident bei der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften. 1966 erhielt Theodor Schieder das Bundesverdienstkreuz.

Erst nach seinem Tod bekam das Bild Risse. Angelika Ebbinghaus und Karl Heinz Roth setzten sich Anfang der 1990er Jahre kritisch mit seiner Karriere vor 1945 auseinander.¹¹ Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten war Schieder für politische Institutionen des Regimes tätig. Nur 31 Jahre jung, wurde er 1939 in den Expernenstab für Volksgruppenfragen des Reichsinnenministeriums entsandt, der sich an der Vorbereitung des Kriegs in Polen beteiligte. Gut einen Monat nach Kriegsbeginn erarbeitete Schieder die sogenannte »Polendenkschrift«.¹² Er legitimierte darin die Germanisierung erobter Regionen, sprach von »Gefahren völkischer und rassischer Vermischung«¹³ und forderte die »Entjudung Restpolens«.¹⁴ Ähnlich wie Verschuer beschrieb er, wie durch Auslese ein besseres Volk entstehe – was wiederum die Vertreibung der bisherigen Bewohner aus den Gebieten im Osten voraussetzte.

Auf dem Historikertag in Frankfurt 1998 führte die Beschäftigung mit der Rolle von Wissenschaftlern im Nationalsozialismus zu heftigen Diskussionen. Sie drehten sich unter anderem um die Verantwortung Schieders.¹⁵ Dabei stellte sich die Frage, ob er damals überhaupt schon absehen konnte, ob seine Forschungen zur nationalsozialistischen Vernichtungspolitik beitragen würden. Außerdem wurde argumentiert, dass er womöglich in der »Polendenkschrift« gar nicht seine eigene Meinung vertrat.¹⁶ War er also ein »reiner« Wissenschaftler, der lediglich sein Fachwissen niederschrieb? Auch Theodor Schieder zeigte sich politisch »multivalent«, um mit den Worten Mitchell Ashs zu sprechen. Ob im Nationalsozialismus oder in seiner Aufsehen erregenden Nachkriegskarriere: Er passte sich an die jeweilige Ausgangslage an und setzte sein Fachwissen zur Bevölkerungsstruktur und -entwicklung gewinnbringend ein.

Fazit

Die drei hier ausgewählten biographischen Beispiele zeigen auf, dass es personelle, aber auch strukturelle Kontinuitäten in der Wissenschaft nach der Zäsur von 1945 gegeben hat. Die Annahme, dass Wissenschaftler keine Nationalsozialisten gewesen sein könnten, da sie nur ihre Wissenschaft betrieben hätten, also die Annahme einer »technokratischen Unschuld«¹⁷, kann spätestens nach den Erfahrungen der nationalsozialistischen Jahre nicht mehr gelten.

Ist also ein Lernen aus der Geschichte möglich? Eine direkte Übertragung ist zwar nicht möglich, da sich vergangene Situationen grundsätzlich nie identisch wiederholen. Aber wenn wir etwas aus der Geschichte lernen können, dann ist es die Tatsache, dass es keine Zwangsläufigkeiten gibt, und somit auch immer Handlungsalternativen. Darum muss jeder Wissenschaftler Verantwortung für seine Forschung übernehmen. Es kann keine »wertneutrale Forschung« geben. Wie deutlich geworden ist, gibt es immer einen Aushandlungsprozess zwischen Wissenschaftlern und dem jeweiligen politischen Regime.

- 1 Persönlicher Brief vom 25.06.1989, private Sammlung Hoheisel.
- 2 Ebd.
- 3 Ebd.
- 4 Gerhard Menk: Waldeck im Dritten Reich. Voraussetzungen und Wirken des Nationalsozialismus im hessischen Norden (Beiträge aus Archiv und Museum der Kreisstadt Korbach und Archiv der Alten Landesschule, Bd. 1), Korbach/Wiesbaden 2010, S. 237.
- 5 Rutkowski, Lothar Stengel von: Vogelflug und Seinsminute. Gedichte, Hohenstaufen 1978.
- 6 Vgl. Ash, Mitchell G.: Verordnete Umbrüche – Konstruierte Kontinuitäten. Zur Entnazifizierung von Wissenschaftlern und Wissenschaften nach 1945, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 10 (1995), S. 915 ff.; Ehrenreich, Eric: Otmar von Verschuer and the »Scientific« Legitimization of Nazi Anti-Jewish Policy, in: Holocaust and Genocide Studies 21/1 (2007), S. 55–72; Karwath, Gerolf: Hitlers Eliten nach 1945. Teil 1: Ärzte – Medizin ohne Gewissen. Regie: Holger Hillesheim, Südwestrundfunk 2002.
- 7 Ash, Mitchell G.: Wissenschaft in Zeiten politischer Umwälzungen: Entwicklungen, Verwicklungen, Abwicklungen, in: NTM International Journal of History and Ethics of Natural Sciences, Technology and Medicine 3/1 (1995), S. 14.
- 8 Verschuer, Otmar von: Erbpathologie. Lehrbuch für Ärzte, Dresden/Leipzig 1934, S. 2.
- 9 Verschuer, Otmar von: Wirksame Faktoren im Leben des Menschen. Beobachtungen an ein- und zweieiigen Zwillingen durch 25 Jahre, Wiesbaden 1954.
- 10 Ash, Mitchell G.: Verordnete Umbrüche – Konstruierte Kontinuitäten. Zur Entnazifizierung von Wissenschaftlern und Wissenschaften nach 1945, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 10 (1995), S. 923.
- 11 Ebbinghaus, Angelika/Roth, Karl-Heinz: Vorläufer des »Generalplan Ost«. Eine Dokumentation über Theodor Schieders Polendenkschrift vom 7. Oktober 1939, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 7 (1992), S. 62–94.
- 12 Schieder, Theodor: Aufzeichnung über Siedlungs- und Volksstumsfragen in den wiedergewonnenen Ostprovinzen: Erster Entwurf, 4.–7.10.1939, zit. nach Ebbinghaus /Roth: Vorläufer des »Generalplan Ost«.
- 13 Ebd., S. 86.
- 14 Ebd., S. 90.
- 15 Aly, Götz: Theodor Schieder, Werner Conze oder Die Vorstufen der physischen Vernichtung, in: Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, hrsg. v. Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle, Frankfurt am Main 1999, S. 163–182; Schulze, Winfried/Helm, Gerd/Ott, Thomas: Deutsche Historiker im Nationalsozialismus. Beobachtungen und Überlegungen zu einer Debatte, in: Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, hrsg. v. Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle, Frankfurt am Main 1999, S. 11–48.
- 16 Mommsen, Wolfgang J.: Vom Beruf des Historikers in einer Zeit beschleunigten Wandels, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 33 (1985), S. 387–405.
- 17 Ash, Mitchell G.: Verordnete Umbrüche – Konstruierte Kontinuitäten. Zur Entnazifizierung von Wissenschaftlern und Wissenschaften nach 1945, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 10 (1995), S. 903–923.

AUFRUF

#BILDUNGSSTREIK14

SCHÜLER*INNEN, AUSZUBILDENDE, STUDIERENDE UND LEHRENDE SOLIDARISIEREN SICH IM GEMEINSAMEN KAMPF FÜR EINE AUSFINANZIERTE, DEMOKRATISCHE UND INKLUSIVE BILDUNG – AUFRUF ZUM BILDUNGSSTREIK 2014

Bildung ist der wichtigste Bestandteil unserer Gesellschaft – denn sie ist Grundpfeiler des Zusammenlebens, fördert Zufriedenheit und ist zukunftsfördernd. Durch individuelle und zur Selbstbestimmung ermächtigende Bildung kann jede*r von uns kritisch reflektieren, Konflikte friedlich lösen und sich selbst verwirklichen.

Wir Schüler*innen, Azubis und Studierende, sowie alle an Bildung Beteiligten stoßen dabei jedoch täglich auf Probleme, die eine optimale Bildung, sowohl sozial als auch fachkompetent, einfach nicht ermöglicht!

In vielen Bundesländern herrscht eine dauerhafte Bedrohung der Bildungsorte durch massive Kürzungen. Dies kann dramatische gesellschaftliche Auswirkungen haben.

Das Bildungssystem ist seit Jahren chronisch unterfinanziert. Aber das kann man ändern! Die gesellschaftlichen Präferenzen müssten dafür nur mehr auf Bildung ausgerichtet werden. Eine Ausfinanzierung der Lernorte ist möglich und deshalb demonstrieren wir gemeinsam!

Schüler*innen, Studierende, Lehrende und alle an Bildung Beteiligten müssen sich zusammenschließen, solidarisieren und gemeinsam für eine Bildung kämpfen, die hierarchiefreies Zusammenleben ermöglicht.

Bildungsräume öffnen

Der enorm steigende Leistungsdruck, beispielsweise durch G8 in Schulen oder Bachelor/Master-System in Hochschulen, beschränkt die Zeit für Charakterentwicklung, kritische Reflexion, sowie soziales Engagement. Damit wird Bildung rein zur Ausbildung und gesellschaftliche Entwicklung, sowie Veränderung massiv erschwert.

Das mehrgliedrige Bildungssystem, das auf Selektion und nicht auf Inklusion setzt, spaltet nicht nur Lernende untereinander, sondern die gesamte Gesellschaft in eine selbst ernannte Elite und die dahinter Zurückbleibenden. Geld für Unterrichtsmaterialien, Verwaltungsgebühren, etc. stellen weitere, finanzielle Hürden dar. Der Weg zu Uni, Schule oder KiTa und weiteren Bildungsstätten noch nicht eingerechnet. Tickennachlässe sind hier nicht genug! Überteurer Wohnraum sorgt dafür, dass finanziell und sozial bereits Benachteiligte durch Verdrängung und damit weitere Fahrtstrecken zusätzlich belastet werden. Zunehmende Sortierung der Gesellschaft nach dem sozialen Hintergrund ist die Folge.

Nicht nur finanzielle Hürden stellen ein Problem dar. Auch Diskriminierungen unterschiedlichster Art, wie beispielsweise Rassismus, Homophobie und Geschlechterunterdrückung, schaffen ein Lernklima, in dem sich viele nicht wohl fühlen können und dass sie am Lernen hindert.

Wir brauchen eine grundlegend kostenfreie Bildung – Kostenloser Nahverkehr, und eine komplette Ausfinanzierung aller Bildungs- und Kulturinstitutionen durch die öffentliche Hand sind unsere Forderung. Bildung muss ein Ort der Kritik sein, nicht der gesellschaftlichen Zurichtung. Dies wird unter anderem erreicht durch Demokratisierung. Nur wenn wir mitbestimmen – auf allen Ebenen – ergeben sich Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe für alle. Gesellschaftlicher Austausch auf Augenhöhe wird so möglich, auf dem Weg zu einer solidarischen Gemeinschaft ohne Ausgrenzung wäre dies der erste Schritt!

Gehen wir also gemeinsam auf die Straße!

25. Juni, 12:00 Uhr, Wiesbaden Hauptbahnhof

- ! Gegen soziale Selektion im Bildungssystem – kostenfreie Bildung jetzt!
- ! Unterfinanzierung stoppen!
- ! Demokratisierung – Mitspracherecht und Selbstverwaltung der Lernenden überall
- ! Individuelle Förderung, statt Turbo-Bildung
- ! Grundrecht auf Ausbildung

WIR SIND HIER! WIR SIND LAUT! WEIL MAN UNS DIE BILDUNG KLAUT!

Termine

Bis 25. Juli 2014, *Ein Prozess – Vier Sprachen - Eine Ausstellung über die Dolmetscher bei den Nürnberger Prozessen*, Institut für Übersetzen und Dolmetschen, Konferenzsaal II (EG), Plöck 57a.

Bis 6. Juli, 10. Festival des deutschen Films, Ludwigshafen.

24.-28. Juni, 20:00 Uhr, *An Ideal Husband* by Oscar Wilde von der Theatergruppe des Anglistischen Seminars, Theater im Romanischen Keller.

Mittwoch, 25. Juni, 19:00 Uhr, Vortrag von Dr. Rüdiger Welter, *Wörter und Wörterbücher, 100.000 mal Goethe*, Germanistisches Seminar, SR 038, Hauptstraße 207-209.

Freitag, 27. Juni, 19:00 Uhr, Vortrag von Margret Schepers, Anna Leszczynska-Koenen und Molli Hiesinger, *Frauenbewegt in den 70ern! - Wie wir wurden, was wir sind*, Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg, Hauptstraße 97.

Samstag, 28. Juni, 14:30 Uhr, Öffentliche Führung durch die Sonderausstellung »Erich Maria Remarque – Mili-

tanter Pazifist«, Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Pfaffen-gasse 18.

Montag, 30. Juni, 19.30 Uhr, Vortrag von Prof. Dr. Dorothea Redepenning, Studium Generale: *Der Erste Weltkrieg und die Folgen – Der Mensch, die Musik und der Krieg*, Neue Universität, Aula, Grabengasse 3.

Mittwoch, 2. Juli, 19:00 Uhr, Vortrag von Prof. Dr. Helmut Kiesel, *Ernst Jüngers »reiner« Krieg*, Neue Universität, Hörsaal 14, Grabengasse 3.

Dienstag, 8. Juli, 20:00 Uhr, Vortrag von Harvey Grossmann *On the Road, from Craig to Kerouac*, »artes liberales«, Kornmarkt 8.

Dienstag, 8. Juli, 20:00 Uhr, Offene Bühne, Theater im Romanischen Keller.

Mittwoch, 16. Juli, 18:15 Uhr, Vortrag von Peter Sloterdijk, Alte Universität, Aula, Grabengasse 1.

Donnerstag 17. Juli, 17:00 Uhr, WORD UP! U20 Poetry Slam Workshop, DAI.

Ludwig Tieck
**DER GESTIEFELTE
KATER**

Eine Produktion der Theatergruppe Vogelfrei

Fr., 27. Juni Mi., 2. Juli Sa., 5. Juli
Sa., 28. Juni Do., 3. Juli Do., 10. Juli

Karlstraße 2 (Garten), Heidelberg
Eintritt: 4€ / 6€

Bei schlechtem Wetter: Fr., 11. Juli
Beginn immer 20 Uhr

Reservierung unter: www.vogelfrei.uni-hd.de

Theatergruppe Vogelfrei

Vogelfrei
Theatergruppe
Stadt Heidelberg | Kulturrat | Germanistisches Seminar | Dachserfan

Freilufttheatergruppe Vogelfrei spielt diesen Sommer »Der gestiefelte Kater« von Ludwig Tieck

Diesen Juni/Juli werden wir, die Theatergruppe Vogelfrei vom Germanistischen Seminar, das Stück »Der gestiefelte Kater« des Romantikdichters Ludwig Tieck spielen. Wie jedes Jahr finden die Aufführungen im Garten der Karlstraße 2 statt. Die Premiere wird am 27. Juni um 20.00 Uhr gefeiert; folgende weitere Termine stehen zur Auswahl:

Samstag, 28. Juni, 20 Uhr
Mittwoch, 2. Juli, 20 Uhr
Donnerstag, 3. Juli, 20 Uhr
Samstag, 5. Juli, 20 Uhr
Donnerstag, 10. Juli 2014, 20 Uhr
Ersatztermin bei schlechtem Wetter: Freitag, 11. Juli, 20 Uhr

Die Online-Kartenreservierung beginnt am 10. Juni auf unserer Website, auf der ihr auch weitere Informationen findet:

<http://vogelfrei.uni-hd.de/sommer2014.html>.

Vom 24.06 - 26.06 findet von 10.30 Uhr bis 13.00 Uhr der Kartenvorverkauf im Palais Boisserée (Hauptstraße 209) statt.

Wir freuen uns über zahlreiche Zuschauer!



Jesus spielt für Italien

Auf der italienischen Halbinsel herrscht Fußballfieber. Endlich etwas, das einen von den kläglichen politischen, sozialen und kulturellen Zuständen ablenkt: Schließlich ist das Fußballfeld grün, hoffnungsgrün, wie der Italiener zu sagen pflegt, und wenn es wie jetzt gerade fast nonstop ins Wohnzimmer flimmt, ist alles nicht mehr so schlimm. Da kann man zur Vorfreude und Einstimmung auch ruhig ein kleines bisschen Werbung für das große Event schalten, in der die italienische Mannschaft sich (und uns) hoch und heilig verspricht, für das Heimatland Großes zu erreichen. Am besten strahlt man hin und wieder ein 37-Sekunden-Video im öffentlichen Fernsehen (RAI, heißt es in Italien) aus, aufwendig gedreht und in mehreren Variationen – nur falls jemand noch nicht im Brasilien- und WM-Fieber ist, sondern noch in kleinlichen Alltagssorgen feststeckt. Man stelle sich das so vor: Im Hintergrund läuft herrliche, schwungvolle italienische Opernmusik, voller Pathos und Emotion, dazu gibt es Bilder aus einem idyllischen Brasilien, Kinder spielen barfuß Fußball auf den Straßen, hübsche, spärlich bekleidete Frauen rennen an fabelhaft weißen Stränden entlang, es wird getrommelt, gesurft, in die Kamera gelacht, die Sonne scheint ... Nur ein rekurrendes Detail ist verwirrend: all diese Menschen, diese fröhlichen, einladenden brasilianischen Menschen tragen: blau, das unverwechselbare blaue Leibchen unserer Azzurri, der italienischen Fußballmannschaft, mit grün-weiß-rotem Wappen und Puma-Logo oben drauf. Manche haben sich vor lauter Lebensfreude sogar in die italienischen Fahne gewickelt... und während man als Zuschauer dieses kaptivierenden Videos schon dabei ist, sich darüber zu wundern, dass die Brasilianer ihre heiß geliebte Mannschaft verraten haben für die überseeischen Blauen, wird das Ganze noch übertroffen durch den Übergang zu einer Vogelperspektive, den man nur als Apotheose beschreiben kann: Hoch über Rio de Janeiro kommt das Wahrzeichen der Stadt in den Blick, Cristo Redentor, Christus der Erlöser mit breit geöffneten Armen, und – wie kann es anders sein – auch er trägt das blaue Trikot, in der entsprechenden, photoshop-angefertigten Größe, seinen Rücken schmückt die Nummer 10, die Antonio Cassano gehört, das Enfant terrible des italienischen Fußballs (dem J. Christus leihst er es aber jederzeit gerne aus: War nicht auch Kinskis Jesus ein Rüpel?). *Il Brasile ci aspetta:* Brasilien wartet auf uns, lautet die Überschrift am Schluss. Jesus, den haben wir schon mal auf unserer Seite. Und die Postkartenbrasilianer sowieso.

Nur die (ach so humorlose) Erzdiözese Rio de Janeiro fand den Streich nicht ganz so geistreich wie seine Erfinder in den RAI-Hauptquartieren in Rom. Sie soll die RAI auf eine Entschädigung von ca. 7 Millionen Euro verklagt haben (was natürlich, neben die aberwitzigen Kosten der WM gehalten, von nichts anderem als der Tugend der Bescheidenheit zeugt): Mit Christus lassen zumindest die brasiliianischen Katholiken eben nicht spaßen und Advokaten hat die katholische Kirche schließlich schon lange in ihren Reihen. Man versichert jedenfalls, dass man einen Jesus im goldenen Brasilien-Trikot ebensowenig geduldet hätte. Unterdessen hat die RAI den Werbespot wieder zurückgezogen – zu spät: Im Internet kursiert er schon frei und unbeschwert, zur weiteren Belustigung und Verwunderung der WM-Welt.

Es herrscht, wie gesagt, Fußballfieber auf der italienischen Halbinsel: Christus der Erlöser im blauen Trikot, hoch türmend über einem unbeschwerteren, glücklich-genießenden Land – wir wissen nur allzu gut, dass weder das eine noch (leider) das andere stimmt, doch wie konnten das öffentliche Fernsehen und die FIFA, die ihr Logo am Ende des Videos zeigt, dies bloß auf so peinlich oberflächliche Weise ignorieren? Vielleicht ist die Hitzekurve der Fußballnation bereits so weit angestiegen, dass der Fieberwahn eingesetzt hat. Nur wo liefert man diesen Patienten bloß ein?

Chiara Westermann

Brecht spielt für die Linke

Jüngst zitierte die Linken-Abgeordnete Sevim Dağdelen im Bundestag Brecht mit einem jener selbstgebrechten Brecht-Sätze (einem über ›Verbrecher‹), für die Brecht immer Schutzpatron der Deutschlehrer mit den ausgewaschenen Jeans und dem nur am linken Riemen getragenen Junggebliebenenrucksack bleiben wird.

Deutschlehrer waren wohl leider keine anwesend, als Dağdelen daraufhin erst der fraktionsübergreifend beklauschte Zorn der grünen Abgeordneten traf, die sich angesprochen fühlte, sie dann von der Sitzungsleitung eine Rüge erhielt, woraufhin zum Schluss ein Kollege von der CDU nochmal in die schon arg angekerbte Linke einschlug, deren Geigenreden man ihr jetzt von den Lippen hätte ablesen müssen, da man ihr das Mikrofon nicht mehr reichte.

Angela Merkel übrigens zeigte all der Aufregung nur den fliederfarben beblazerten Rücken: Sie plauderte während des Scharmützels mit Hinterbänkern der eigenen Fraktion.

Jakob Brüssermann